Der

Ball der Schlachtopfer.

Roman

von

Ponson du Terrail.

Aus dem Französischen

übersetzt von

L. Ritter.

I.

Leipzig,
Wolfgang Gerhard.
1865.

Prolog.

Das Gilet aus Menschenhaut.

I.

Ein dichter grauer Nebel, wie ihn der Herbst so oft mit sich bringt, hatte sich über Paris gelagert. Es war nicht mehr Tag, es war noch nicht Nacht; die Laternen wurden eben angezündet und nahmen sich aus wie Sterne durch ein trübes Glas gesehen.

Menschenmassen wogten durch die Straßen, lärmend und singend und schreiend, den Tanzsälen zu, denn damals tanzte man überall, man tanzte aus Vergnügen, aus Nothwendigkeit, aus Pflichtgefühl.

Lange genug hatte Frankreich im Blute gewatet, den Kopf voll von politischen Problemen, den Magen leer bis zum Verhungern; es wollte keine Tribunen mehr, keine Henker, keine Guillotine, keine Metzeleien, es wollte Bälle, es wollte Unterhaltungen.

Die Stunde der Reaction, die Stunde des Ver=

gnügens war gekommen! Man war zu Grunde gerichtet, man wollte aber tanzen!

Hôtels waren zerstört, Paläste in Asche gelegt und geplündert, aber Ruggieri, der große Mann, hatte die Gärten von Tivoli eröffnet.

Dorthin und nach anderen Schauplätzen drängten sich die Leute. Wenngleich noch in Trauer, umspielte doch schon ein höhnisches Lächeln ihre Lippen.

Wie das die Straße Mont Blanc hinabwogt, wie es nach Vauxhall zieht, wie es läuft und rennt, um Sageret's neues Stück zu sehen, welches im Theater Feydeau in Scene geht! —

Hier ein Dandy in taubengrauem Frack mit tellergroßen Knöpfen und gestickter Weste, das Kinn in die Cravate vergraben, das zierliche Stöckchen zwischen den Fingern drehend, goldene Ringe in den Ohren und zwei Uhren in den Taschen, von denen zwei rothe und blaue breite Bänder Zeugniß geben, welche eine viertel Elle unter der Weste herabhängen.

Dort, mit nackten Schultern, die Büste eingezwängt in ein Corset, das nichts zu errathen übrig ließ, den Kopf in Wolken von Gaze gehüllt — die Citoyenne, die zwar nicht mehr große Dame ist, es vielleicht auch niemals gewesen, die aber ihre Schönheit und die Mode zur Königin erkor.

Hier der Citoyen, der wieder freier athmet, nachdem er seine letzte Assignate an den Mann gebracht.

Dort der Arbeiter, der nach Aufhebung der De=

cade seinen Montag wieder blau machen kann wie ehedem, und der Gamin, der früher dem Vollstrecker der höchsten Justiz sein „Bravo" zuschrie, es jetzt aber mehr nach seinem Geschmack findet, ein Rad zu schlagen an den Eingängen der öffentlichen Belustigungsorte.

„Platz! Platz! die Marion kommt!"

Wer ist diese Marion? Ein Mädchen von achtzehn Jahren mit frischen rothen Lippen, schwarzen Augen und blendend weißem Nacken, umflossen von einer Fülle von üppigen Locken, die lustig im Winde flattern; ihr Wuchs läßt nichts zu wünschen übrig in Weichheit und Ebenmaß; wie ihr Fuß schön geformt, ist ihre Hand klein und zart, ein reizendes Lächeln umspielt ihren hübschen Mund.

Ihr Leben ist Dichtung, ihr Herz ein Geheimniß. Was noch in Paris an großen Herren geblieben — und es gab deren noch einige — versprach ihr goldene Berge, die Löwen des Tages bewarben sich um sie und machten sie einander streitig.

Aber Marion liebte Niemanden — oder vielmehr man kannte den nicht, den sie liebte.

Allabendlich konnte man sie sehen am Eingange der Theater, ein Blumenkörbchen vor sich haltend, die Schultern bloß, die Arme nackt, das zarte Füßchen in Schuhen von weißem Satin.

Die Blumen, die sie den Leuten zum Verkauf anbietet, sind immer die schönsten. Zu allen Jahres-

zeiten findet man in ihrem Korbe Veilchen und andere wohlriechende Blumen.

Das süße Herrchen zahlt zwanzig Francs für ein Bouquet, der arme Commis, der seiner Grisette eine Ueberraschung zugedacht, bietet ihr dreißig Sous dafür an, und Marion stellt sich auch damit zufrieden.

Sie lächelt ihn ebenso freundlich an und wünscht ihm eben so viel Glück — das Glück der Liebenden — einen Kuß, süß und thränenfeucht, ein Glück, gemischt mit herbem Schmerz.

Am Eingange vom Tivoli steht das reizende Mädchen.

Unter dem rothen, schwarz benähten Röckchen guckt ein allerliebstes Bein hervor, um ihren Nacken schlingt sich eine Schärpe, roth und schwarz wie ihr Röckchen.

Eine rothe Nelke steckt gar zierlich an der Seite ihres Kopfputzes, wie sie überhaupt immer eine rothe Blume in den Haaren trägt. Ist das einfach Eitelkeit, oder liegt dieser Eigenheit ein Gehübde zu Grunde?

Man weiß es nicht; und doch macht seit ein paar Monaten eine sonderbare Geschichte die Runde im Kreise ihrer zahlreichen unerhörten Bewunderer.

Man erzählt sich, daß eines Abends, es war zur Winterszeit, als sie eben wieder am Eingange von Vauxhall stand, ein junger Mensch an sie herantrat.

Bei seinem Anblick hatte Marion Mühe, einen

Schrei zu unterdrücken. Sie erbleichte und zog ihn bei Seite.

Aber die Blicke der Neugierigen verfolgten sie.

Nun sah man, wie der junge Mensch eine rothe Nelke aus der Brusttasche zog, ganz ähnlich der, welche Marion in den Haaren trug, nur war sie verwelkt.

Marion nahm sie ihm ab, gab ihm dafür die Nelke aus ihren Haaren, worauf der geheimnißvolle Mann sich im Gedränge verlor.

Seit jener Zeit fehlte es natürlich nicht an den absonderlichsten Muthmaßungen über Marion, allein selbst den erpichtesten unter Marion's Verehrern und Verfolgern wollte es nicht glücken, auch nur die leiseste Spur von dem geheimnißvollen jungen Mann aufzufinden.

Man sah ihn nicht wieder.

Am Abend der Eröffnung des Tivoli — es war am 11. Vendémiaire (October) — drängte sich begreiflicherweise Alles nach diesen Gärten; die Stutzer, die sogenannte jeunesse dorée, die elegante Damenwelt sprachen gar sehr Marion's Blumenkorb zu. In dem Maße, als sich dieser leerte, füllte sich der Säckel der hübschen Verkäuferin. Die Hand in die Seite gestützt und mit anmuthigem Lächeln hatte sie für die Schmeicheleien des Einen, wie für die Zudringlichkeit des Andern immer die passende Antwort bereit, zuweilen etwas schnippisch, niemals aber beleidigend.

Ein Geck, sich nachlässig auf sein pouvoir ex-

cutif (so nannte man damals die modernen Spazierstöcke) stützend, warf für ein Veilchenbouquet, das einen Sou kostete, ein Thalerstück in Marion's Korb und sagte:

„Weißt Du., Kleine, daß Du sehr Unrecht gethan, heute hieher zu kommen?"

„Wie so, Citoyen?" fragte Marion lächelnd.

„Weil Du Dich viel besser in Gros-Bois befinden würdest, wo der Citoyen Barras heute ein glänzendes Fest giebt."

„Und würde ich dort meine Blumen theurer an den Mann bringen als hier?"

„Das wohl nicht," entgegnete der Stutzer, „aber man würde dort Deine hübschen Augen, Deine frischen Lippen, Dein üppiges Haar . . ."

„Genug, genug!" fiel ihm das Mädchen in die Rede, „das Uebrige kann ich mir schon denken."

Und sie ließ den jungen Mann, den nicht so sehr die Antwort selbst als der Ton, in welchem sie gegeben wurde, verlegen gemacht hatte, ganz ruhig stehen und ging auf ein Paar zu, welches eben in die Gärten eintreten wollte.

„Citoyen! mein letztes Bouquet; Madame! meine letzten Blumen . . . gar wunderschön — sehen Sie doch! sehen Sie . . ."

Ohne Zweifel würde das angeredete Paar stehen geblieben sein, aber Marion prallte plötzlich zurück, kaum konnte sie einen Schrei unterdrücken, und bleich vor Schreck und ganz bestürzt, dachte sie gar nicht mehr daran, ihr letztes Bouquet zu verkaufen.

In Mitte einer Gruppe von jungen Herren und Damen, die sich an die Kasse drängten, um Eintrittskarten zu lösen, traf ihr Auge einen Blick, der tief in ihr Innerstes schnitt, einen Blick, funkelnd wie ein Stern am nächtlich südlichen Himmel.

Ein Mann näherte sich Marion.

Er war nicht nach der letzten Mode gekleidet, trug weder Ringe in den Ohren, noch die Monstrecravate, noch eine gestickte Weste, auch nicht die taubengrauen Strümpfe oder den taubengrauen Frack der damaligen Elegants. — Mit feinen Kappenstiefeln, eingehüllt in einen grauen Garrick, einem Hut mit aufgestülpter Krämpe, glich er mehr einem Fremden — einem Engländer oder einem Deutschen — als einem Pariser.

„Sie hier!" rief Marion erstaunt aus.

„Du weißt," entgegnete der Unbekannte mit leiser Stimme, „daß ich Dir nur erscheine, wenn ich Deiner bedarf."

„Ja wohl, Monseigneur."

„Still! höre mich an!"

„Sprechen Sie."

„Du mußt heute noch nach Gros-Bois."

„Nach Gros-Bois?" wiederholte Marion, „bis dahin sind aber vier Lieues und schon ist es sieben Uhr. Wie kann ich dahin kommen?"

„Du hast nur noch dieses Bouquet?"

„Mein letztes."

„Nun gut! behalte es zurück . . . Was imme

für einen Preis man Dir dafür geben möchte, sage, es sei schon verkauft."

„Was soll ich damit anfangen?"

„Du wirst es einer Dame antragen, die in einigen Minuten in einem Wagen, bespannt mit vier Pferden und geführt von zwei Postillons mit gelben Jacken, hier am Eingange anhalten wird."

„Und dann?" fragte Marion.

„Die Dame im Wagen ist davon unterrichtet... Adieu — oder vielmehr, auf Wiedersehen."

Und der Fremde mischte sich in die wogende Menschenmasse.

Marion hielt sich etwas abseits — sie lachte nicht mehr, und blickte wehmüthig auf ihr letztes Bouquet.

„Oh! diese Männer!" sprach sie vor sich hin, „werde ich denn ewig ihre Sclavin bleiben?"

Ein Herr in mittleren Jahren, strahlend von Diamanten und goldenen Ketten — einer jener Lieferanten, welche sich auf Kosten der zerlumpten Armee der Republik bereichert hatten — wollte Marion's letztes Bouquet kaufen, um es einer Tänzerin, die mit ihm war, zu verehren.

„Es ist verkauft," sagte Marion.

„Schönes Kind! wenn ich Dir aber dafür den doppelten Preis gebe."

„Nein!"

„Willst Du dafür zehn Louisd'or?"

„Nicht zehn und nicht hundert," erwiderte Marion, „was verkauft ist, ist verkauft."

„Liebe Kleine,“ sagte der Exlieferant mit höhnischem Lächeln, „wenn ich so gedacht hätte wie Du, so wäre ich wahrlich nicht drei Millionen reich“... und auf das Bouquet verzichtend, trat er in den Garten.

Eine Thräne erzitterte in Marion's Wimpern.

Da hörte man plötzlich aus der Ferne ein dumpfes Getöse wie das Rollen eines Wagens, bald darauf vernahm man deutlich das Knallen von Peitschen, das Rufen des Postillons, man sah, wie es Funken stob unter den Hufen der Pferde, und schon im nächsten Augenblick hielt ein Viergespann am Eingange vom Tivoli.

Ein Schrei der Verwunderung lief durch die gaffende Menge.

„Da ist sie! da ist sie!“ erscholl es aus hundert Kehlen.

Man umringte den Wagen und gierige Blicke hefteten sich auf die Dame, die darin saß.

„Sie ist's! sie ist's!“

„Wer ist's?“ fragte ein Fremder aus der Provinz.

„Sie! . . . die Citoyenne Tallien . . . die Königin der Schönen,“ antwortete ein Elegant in höchster Begeisterung.

„Und die schönste der Königinnen,“ fügte ein ganz junger Mensch hinzu und stürzte sich mit dem Rufe „Bravo!“ bis beinahe unter die Räder des Wagens.

Auch Marion arbeitete sich durch die Menge durch und näherte sich dem Wagenschlag.

„Hurrah!“ schrie man von allen Seiten. „Es lebe die Citoyenne Tallien!“

Aber diese schöne Madame Tallien, ohne Zweifel gewöhnt an derlei Huldigungen, hatte für das Volk nur einen halb verächtlichen Blick und eine leichte Verneigung.

In diesem Augenblick stand Marion am Wagenschlag.

„Madame!“ rief sie in den Wagen hinein, „mein letztes Bouquet!“

Kaum hatte sie das letzte Wort ausgesprochen, als einer der Bedienten vom Bocke sprang, sie unter dem Arm erfaßte, in den Wagen hob und an die Seite der Madame Tallien setzte.

Gleichzeitig ließen die Postillons ihre Peitschen erknallen, der Haufe theilte sich und fort ging es wieder in sausendem Galopp.

Ganz bestürzt sah Marion Madame Tallien an. Diese lächelte und sagte:

„Du bist also die Marion?“

„Zu dienen, Madame.“

„Weißt Du, wohin wir fahren?“

„Nein.“

Und ganz kleinmüthig fuhr sie fort:

„Man hat mir befohlen, und ich habe gehorcht; aber ich weiß nicht, wohin Sie mich führen, Madame, oder was Sie mit mir vorhaben.“

„Liebes Kind!“ antwortete die schöne Maitresse des Citoyen Barras, „wir fahren nach Gros-Bois.“

„Ah!" machte Marion, „man hat mir eben gesagt, daß ich dort meine Bouquets sehr theuer verkaufen könnte — aber ich habe keine mehr. . ."

„Dieses ausgenommen!" sagte Madame Tallien, „und dieses allein wirst Du theurer verkaufen als alle zusammen, die Du in Deinem Korbe hattest."

„Wirklich?" fragte das Blumenmädchen ganz gleichgiltig.

„Ja, mein Kind. Aber, sag' mir doch, kennst Du den Citoyen Cadenet?"

Dieser Name machte Marion erzittern und erbleichen.

„Ob ich ihn kenne!" sagte sie. „Freilich wohl."

„Du hast ihn diesen Abend gesehen."

„Eben jetzt."

„Er war es, der Dich darauf vorbereitete, daß ich Dich mit mir nehmen würde?"

„Ja, Madame."

Während Marion und Madame Tallien so mit einander plauderten, fuhr der Wagen den Faubourg St. Antoine herauf gegen die Barrière von Charenton.

Hier war ein Posten der Bürgergarde aufgestellt.

Die Postillons hielten einen Augenblick an und der Officier, welcher den Posten commandirte, trat an den Wagen heran mit der stereotypen Frage:

„Wohin, Citoyennes?"

„Nach Gros-Bois," antwortete Madame Tallien mit einem verstohlenen Blick auf den Officier.

„Entschuldigen Sie, Citoyenne Tallien," sagte

der Postencommandant, „Sie sind so gut, daß Sie es gewiß nicht ausschlagen werden, einem armen Teufel einen Dienst zu erweisen.“

„Wer ist das und was kann ich für ihn thun?“

Während der Officier noch sprach, näherte sich ein Mann dem Wagen. Madame Tallien heftete einen forschenden Blick auf ihn, unterdrückte einen leisen Schrei und mußte sich in die Lippen beißen, um nicht einen Namen laut werden zu lassen,

„Das ist der Koch des Citoyen Barras,“ fuhr der Officier fort, „er hat sich in Paris verspätet und weiß nicht, wie er heute nach Gros-Bois kommen soll; er fürchtet seinen Platz zu verlieren; wenn Sie doch so gut sein wollten . . .“

„Ihn unter Ihren Schutz zu nehmen,“ ergänzte Madame Tallien, die wieder ruhig geworden war, den Satz.

„Und auf den Kutschbock,“ setzte der Officier hinzu.

Madame Tallien ließ sich dazu herbei, der Koch nahm Platz bei den zwei Bedienten, der Officier salutirte und das Gespann flog wieder davon.

Die Fahrt ging durch Charenton, man kam nach Alfort, ohne daß Marion und Madame Tallien, welche beide in Gedanken — ohne Zweifel verschiedener Art — vertieft neben einander saßen, große Lust zeigten, das Gespräch wieder anzuknüpfen, in welchem sie der Officier unterbrochen hatte.

Mittlerweile war die Nacht hereingebrochen.

Eine finstere Nacht, obgleich das Firmament mit

Sternen überſäet war. Der rothe Schein der Wagenlaternen beleuchtete die Bäume zu beiden Seiten der Straße.

„Wir ſind nun bald am Ort unſerer Beſtimmung angelangt," ſagte Madame Tallien.

„Ah!" rief Marion aus und dachte dabei an den geheimnißvollen Mann am Eingange vom Tivoli, der ihr befohlen hatte, der Madame Tallien zu folgen.

Da erhob ſich der vermeintliche Koch, der ſolche Eile hatte, nach Gros-Bois zu kommen, plötzlich von ſeinem Sitze und rief den Poſtillons im gebieteriſchen Tone ein „Halt" zu.

Dieſe folgten unbedingt dem Befehle. Der Wagen hielt an.

Nun ſahen Marion und Madame Tallien, wie zwei Männer zu Pferde aus dem Walde kamen und ſich quer über die Straße ſtellten.

II.

Marion konnte ſich einer geheimen Furcht nicht erwehren.

Madame Tallien aber ſchien auf ein ſolches Intermezzo vorbereitet zu ſein, denn ſie blieb ganz ruhig und lächelte.

„Mein Gott!" rief Marion aus, warum hält

man an, was hat das zu bedeuten, daß sich diese Reiter quer über die Straße stellen?"

„Nichts, gar nichts," beschwichtigte sie Madame Tallien, „Du sollst gleich sehen, liebes Kind, daß das Freunde sind."

Und wirklich stieg der vermeintliche Koch vom Bocke, kam an den Schlag, zog ehrfurchtsvoll die blaue Mütze ab und sagte:

„Ich bitte Sie tausendmal um Entschuldigung, schöne Dame, daß ich mich Ihnen in diesem Anzuge vorstelle."

„Wahrhaftig, lieber Baron," erwiderte Madame Tallien in heiterster Laune, „man muß Sie ehedem sehr gut gekannt haben, um Sie jetzt wieder zu erkennen."

„Die Zeiten sind so schwer," flüsterte der vermeintliche Koch.

„Nun," fuhr Madame Tallien fort, „werden Sie mir jetzt den Schlüssel zu all' diesen Räthseln geben?"

„Ja und nein!"

„Wie so, lieber Baron?"

„Sie haben heute früh ein Billet erhalten, nicht wahr?"

„Ja wohl, und dieses Billet trug Ihre Unterschrift oder war vielmehr mit Ihrem Pseudonym gezeichnet."

„Was auf ein und dasselbe hinauskommt. In diesem Billete ersuchte ich Sie, Marion in Ihren Wagen zu nehmen."

„Wie Sie sehen, bin ich Ihrem Wunsche nachgekommen.“

„Dann ließ ich Sie noch wissen, daß ein verkleideter Freund an der Barrière auf dem Kutschbock Ihres Wagens Platz nehmen und daß andere Freunde erlauben würden, Ihnen am Saum des Waldes unter freiem Himmel einen kleinen Besuch abzustatten.“

„Ganz richtig,“ bemerkte Madame Tallien, „der Freund an der Barrière, der waren Sie?“

„Und die Berittenen, die Sie sehen, sind die Freunde, von denen ich Ihnen sagte.“

Marion hatte den Herrn, der mit Madame Tallien sprach, niemals gesehen, oder sie glaubte wenigstens ihn niemals gesehen zu haben.

Sein Gesicht war ihr gänzlich unbekannt, aber eine solche Stimme, jung und sympathisch, hatte schon einmal an ihr Ohr geschlagen.

„Wo hab' ich doch diese Stimme gehört?“ fragte sie sich.

Der vermeintliche Koch, den Madame Tallien ganz leise Baron titulirt hatte, legte den Zeige- und Mittelfinger an den Mund. Ein greller Pfiff gellte durch die Stille der Nacht.

Sogleich kamen die beiden Reiter näher.

Der eine stellte sich gerade in den Widerschein der Wagenlaternen, und Marion erbleichte, als sie ihn erkannte. Es war derselbe Mann, der zwei Stunden früher am Eingange vom Tivoli an sie herangetreten war.

„Cadenet!" flüsterte Madame Tallien.

Derjenige, welcher diesen Namen führte und dessen Anblick Marion so sehr erschreckt hatte, legte einen Finger an die Lippen und sah sie scharf an.

Während dieser Zeit sagte der Baron zu Madame Tallien:

„Es ist gefährlich, Sie in Paris zu besuchen. Meine Freunde und ich, wir sind von der Polizei des Directoriums so scharf überwacht, daß es Tollkühnheit gewesen wäre, sich diesen Morgen direct an Sie zu wenden."

„Erklären Sie sich doch näher, Baron."

„Madame," fuhr der Baron fort, „erinnern Sie sich noch der Zeit, wo Sie sich Madame de Fontenay nannten?"

„Wahrlich, ich werde mich wohl hüten, es zu vergessen, lieber Baron."

„Nun gut! Zu jener Zeit gaben Sie mir ein Versprechen."

„Allerdings. Ich versprach damals, Ihnen seiner Zeit einen Dienst zu erweisen, in so weit dies zu thun in meiner Macht liegen würde."

„Ich habe auch auf Sie gerechnet, schöne Dame, und die Stunde, mir diesen Dienst zu erweisen, ist gekommen."

„Was kann ich für Sie thun?" fragte Madame Tallien.

„Vor allem Andern mir erlauben, daß ich aus dem Magazin Ihres Wagens einen Koffer nehme, der mir gehört."

„Wie!“ rief Madame Tallien im höchsten Grade verwundert aus, „ich habe in meinem Wagen einen Koffer, der Ihnen gehört?“

„Ja wohl, Madame.“

„Das ist doch wenigstens höchst sonderbar!“

„Nein. Ich habe den Koffer gestern Abend in Ihr Hôtel geschickt, und Ihr Kammerdiener hat es auf sich genommen, ihn in Ihrem Wagen unterzubringen.“

„Nun, dieser Koffer, was enthält er?“

„Einige Kleidungsstücke, die wir diese Nacht brauchen werden.“

„Das ist also der Dienst, den Sie von mir fordern, lieber Baron?“

„Nur Geduld, meine Gnädigste! Sie haben Marion, die hübsche Blumenverkäuferin, mit sich genommen . . .“

„Wie Sie sehen.“

„Nun zum zweiten Theil des bewußten Dienstes. — Sie werden die Güte haben, Marion, welche Jedermann kennt, in die glänzenden Salons von Gros=Bois, wo der prunksüchtige Citoyen Barras sich den Anschein giebt, als sei er schon König von Frankreich, einzuführen.“

Madame Tallien lächelte.

„Was weiter?“ fragte sie.

„Ehedem hätte man es nicht wagen dürfen, hätte es auch nicht gewagt, die Blumenverkäuferin Marion in einem Salon — was man S a l o n nennt — vorzustellen, aber jetzt . . . in Mitte dieser bunt=

scheckigen, zusammengewürfelten Gesellschaft, die man den Hof des Directoriums nennt . . ."

„Dem auch ich angehöre," unterbrach ihn Madame Tallien ironisch lächelnd.

„In Mitte dieser Gesellschaft, ein seltsames Gemisch von Abtrünnigen des alten, und von Emporkömmlingen des neuen Regimes, wird man das Erscheinen der hübschen Marion im rothen Röckchen, welche Diamanten ausschlägt und Blumenmädchen bleiben will, allerliebst finden."

„Wahrhaftig," entgegnete Madame Tallien, „ich kann Sie versichern, daß sie recht gut aufgenommen werden wird. Man wird mich vergöttern, daß ich auf diese excentrische Idee verfallen bin . . . Nun aber zerfällt der Dienst, den ich Ihnen leisten soll, nicht in drei Theile?" fragte Madame Tallien.

„Ganz richtig."

„Also, der dritte Theil?"

„Zwei meiner Freunde und ich," fuhr der Baron im Tone der Ironie fort, „wir haben Wunderdinge gehört von der Pracht der Bälle im Hause des Citoyen Barras . . ."

„Sie sind auch wunderbar schön . . . wenn ich daran theilnehme," sagte Madame Tallien mit schalkhafter Koketterie."

„Vielleicht etwas gemischt," spöttelte der Baron, „aber man darf — was Etikette betrifft — nicht so rigorös sein. Neues Regime, neue Sitten!"

„Nun was weiter, Baron? lassen Sie hören."

„Meine beiden Freunde und ich, wir möchten gar so gern dem heutigen Feste beiwohnen.“

Dieses dem Anscheine nach so einfache Ersuchen schien Madame Tallien in große Verlegenheit zu setzen.

„Sind Sie wohl verrückt, Baron!“ rief sie aus.

„Weshalb?“ erwiderte der Baron.

„Haben Sie denn vergessen, daß Sie geächtet sind?“

„Nun, was ist's weiter?“

„Wenn ich nicht irre, sogar in contumaciam zum Tode verurtheilt. . .“

„Und dennoch befinde ich mich ganz wohl.“

„Alles schön und gut, aber in Gros-Bois würden Sie zahlreiche Gesellschaft finden.“

„Das hoffe ich auch, deswegen will ich mich ja eben dort einführen lassen.“

„Man würde Sie erkennen.“

„Ah, darüber seien Sie unbesorgt. Meine Freunde und ich, wir haben während unseres Aufenthaltes in England Lectionen genommen bei einem Schauspieler, der Meister in Chargen war, wir werden diesen Abend völlig unkenntlich sein.“

„Aber doch nicht in diesem Costüme?“

„O nein. In dem Koffer, den Sie so gut waren, uns aus Paris mitzubringen, haben wir Kleider, die Furore machen werden auf dem Balle des Citoyen Barras, und Perrüken und Bärte, unter denen uns Niemand vermuthen wird.“

„Sie wollen also, daß ich Sie in Gros-Bois einführe.“

„Das eben nicht. Ich wünsche nur, daß Sie die Weisung ergehen ließen, man möge die Gäste, welche sich auf Sie berufen, ungehindert passiren lassen.“

„Lieber Baron,“ sagte Madame Tallien ernst und warnend, „nehmen Sie sich in Acht.“

„Wovor?“

„Wenn man Sie erkennt, wird man Sie festnehmen.“

„Nun?“

„Und es läge dann nicht mehr in meiner Macht, Sie zu retten.“

„O, seien Sie ganz unbesorgt, schöne Dame. Wir werden Sie nicht in Mitleidenschaft ziehen. Ihr Credit, so groß er auch sein mag, soll dabei nicht compromittirt werden.“

„Nun gut, es sei. Ich führe Sie ein . . . à propos, Sie sagten ja, Sie wollten sich umkleiden?“

„Natürlich.“

„Hier auf offener Straße?“

„Ah, wo denken Sie hin? In einer Entfernung von ein paar Hundert Schritten im Walde haben Cadenet und ich ein sehr hübsches Boudoir.“

„Sie scherzen wohl, Baron?“

„Nein, nein, ich scherze nicht. Wir haben die Hütte eines Holzhauers ganz umgemodelt. Dieser Cadenet,“ fuhr der Baron lachend fort, „hat Parfums, wohlriechende Seifen und andere Schönheits-

wässer hinbringen lassen. Sie sollen sehen, wir werden parfümirt sein wie petites maîtresses."

Während der Baron mit Madame Tallien sprach, verwandte Marion kein Auge von dem Manne, den wir schon unter dem Namen Cadenet unseren Lesern vorgeführt haben.

Dieser gab ihr ein geheimes Zeichen, was so viel sagen wollte als:

„Was auch immer geschehen möge, staune über nichts. Alles geschieht auf unsere Anordnung und in einem allgemeinen Interesse, das Du wohl schon kennst."

Auf des Barons Geheiß öffnete einer der Bedienten, welche Madame Tallien begleiteten, das Magazin des Wagens, und zog daraus den bewußten Koffer hervor.

Diesen Koffer, von der Größe eines Felleisens, reichte der Baron dem Cadenet hin, welcher ihn vor sich hin auf den Sattel nahm, dann schwang er sich hinter den zweiten Reiter auf's Pferd.

„Auf Wiedersehen — und zwar auf recht baldiges!" rief er in den Wagen hinein.

Die drei Reiter auf zwei Pferden bogen von der Straße ab und verschwanden im Gehölz.

Der Wagen fuhr in schnellstem Trabe weiter in der Richtung gegen Gros-Bois.

— — — — — — — — — —

Man tanzte beim Citoyen Barras, einem der drei Directoren, in Wirklichkeit der alleinige König

von Frankreich, seitdem er am 13. Vendémiaire die Pariser niedergeschmettert hatte.

Am Abend, an welchem unsere Erzählung beginnt, glich Gros-Bois einem Palast aus „Tausend und Einer Nacht."

Der Park war bis zur Tageshelle erleuchtet. Ein Schwarm eleganter Herren und geputzter Damen wogte in den Sälen auf und nieder.

Seit acht Uhr Abends fuhren die Wagen an der großen Treppe vor, es wollte der Gäste gar kein Ende nehmen.

Bei all' diesem Treiben, bei all' dieser Pracht konnte es einem aufmerksamen Beobachter aber doch nicht entgehen, daß eine Art moralischer Gewitterschwüle in der Luft lag, man sprach nur mit halber Stimme, man fragte sich mit Blicken.

Barras in reich gesticktem Kleide, den Hut mit rothen und weißen Federn geschmückt, ging in sichtbarer Ungeduld von Saal zu Saal, dann wieder auf die Terrasse und horchte.

Die Königin des Festes war noch nicht angekommen.

Plötzlich hörte man die Schellen der Postpferde.

Und wie am Eingange in die Tivoligärten, wurden jetzt auch in Gros-Bois Alle vom Enthusiasmus ergriffen, Aller Herzen schlugen heftiger, aus Aller Mund erscholl es:

„Sie kommt! Sie kommt!"

Man verließ die Salons, um nach dem Hofe zu eilen, und als der Wagen der göttlichen Ma-

dame Tallien in die große Allee einbog, verließen wieder Alle den Hof, wie sie früher die Säle verlassen hatten, und flogen der Ankommenden entgegen. Die Heißblütigsten hielten den Wagen an, spannten die Pferde aus, und Madame Tallien fuhr in den Hof von Gros-Bois, gezogen von der begeisterten Jugend.

Im Triumph wurde sie nach dem Saale getragen.

Das war nicht mehr Freude, das war Delirium, und als ob man sich im Saale Feydeau oder in der großen Oper befunden hätte, wurde stürmisch applaudirt — der Enthusiasmus wollte gar nicht enden.

Erst als sich der Sturm in etwas gelegt hatte, bemerkte man, daß Madame Tallien nicht allein gekommen war,

Die allgemeinste Aufmerksamkeit hatte sich so ganz auf sie geworfen, daß man auf Marion gar nicht achtete — selbst Barras nicht, der doch in höchsteigener Person den Schlag des Wagens geöffnet hatte.

Die Göttin des Directoriums gab ihrem Volke einen Wink und dem betäubenden Lärm folgte eine heilige Stille.

Madame Tallien wollte sprechen, — schuldigerweise mußte da jeder nur Ohr sein.

Sie wendete sich um, nahm Marion, die ihr immer auf dem Fuß gefolgt war, an der Hand,

und indem sie sie dem Citoyen Barras vorstellte, sagte sie:

„Citoyen! Ohne Zweifel sieht man heute in Euren Sälen die Elite der schönen Frauen und Mädchen versammelt, aber schöner als dieses Mädchen dürfte doch keine von Allen sein.“

„Marion! . . . das ist ja Marion!“

„Das ist ja das Blumenmädchen vom Tivoli.“

„Das ist die schöne, unvergleichliche Marion,“ schrieen hundert Stimmen zugleich.

Und die Stutzer, die Löwen des Tages, die jeunesse dorée, klatschten in die Hände und riefen: „Bravo, Bravo!“ und drängten sich an Marion heran, die erröthend sich nicht getraute, den Blick zu erheben.

„Citoyen Directeur!“ fuhr Madame Tallien fort, „hier Marion's letztes Bouquet — es ist für Euch bestimmt.“

Barras nahm das Bouquet aus Marion's Hand und überreichte es Madame Tallien, die es in den Gürtel steckte.

Sonderbar! Barras hatte Marion früher noch nie gesehen, diese Marion, die doch die ganze Welt kannte.

Noch sonderbarer! Barras, der doch Madame Tallien bis zur Raserei liebte, konnte sich bei Marion's Anblick einer Beklommenheit nicht erwehren, als ob dieses ihm bisher ganz unbekannte Mädchen eines Tages Einfluß üben sollte auf sein Geschick.

„Ach, was für ein allerliebstes Geschöpf!“ flüsterte er Madame Tallien zu.

Diese — noch immer Marion an der Hand haltend — nahm Barras' Arm und ging mit ihm nach einem kleinen Salon, den die eben darin Befindlichen eiligst verließen.

Madame Tallien's „Volk“ war nicht weniger discret als begeistert, und räumte seinem Ideale augenblicklich das Feld, wenn es ihm schien, als sei es auf ein tête-à-tête mit dem Citoyen Barras abgesehen.

Das Orchester, welches einen Moment inne gehalten hatte, nahm seine Functionen wieder auf.

Während sich die Paare zum Tanze anstellten, sagte Madame Tallien zum Directeur Barras:

„Wir werden die Gäste am Schloßgitter empfangen?“

„Hm! — das weiß ich nicht,“ entgegnete Barras, der den Sinn der Frage gar nicht errathen konnte.

„Ei, ich will doch nicht hoffen, daß man Leute einläßt ohne Einladungskarten.“

„Allerdings habe ich an Alle Einladungen geschickt. — Aber wozu diese Frage?“

„Weil drei meiner Freunde, welche dem heutigen Feste beiwohnen möchten, nicht eingeladen worden sind.“

Barras brachte die Hand der Madame Tallien an seine Lippen und sagte im Tone der feinsten Galanterie:

„Oeffnet Ihr Name nicht alle Pforten?“

„Ja wohl . . . aber lieber Directeur, man muß auch die bezügliche Weisung ergehen lassen . . .“

Und bei diesen Worten lächelte sie ihn an, wie nur eine Frau zu lächeln weiß, welche der Liebe eines Mannes gewiß ist — aber dieses Lächeln that diesmal nicht ganz seine Wirkung, denn Barras sah immer Marion an, — Marion hatte auf ihn einen besondern Eindruck gemacht, und sie versetzte ihn, so zu sagen, in eine Art von moralischer Betäubung.

„Nun gut!“ sagte er, „wollen Sie mir die drei Herren nennen, ich werde sogleich das Nöthige verfügen lassen . . .“

„Ihre Namen?“

„Freilich wohl.“

Marion erbleichte, es überfiel sie ein nervöses Zittern.

Aber Madame Tallien lächelte wieder wie zuvor und sagte:

„Nein, nein, lieber Barras, das kann nicht sein; meine Freunde kommen im Costüme und wollen ihr Incognito beibehalten . . .“

Barras runzelte die Stirn.

„Sind diese Herren aber auch wirklich Ihre Freunde?“ fragte er.

„Aber . . . freilich wohl . . .“

„Stehen Sie mir auch für diese Herren ein?“

Die Frage machte Madame Tallien etwas betroffen.

„Welche sonderbare Frage!“ sagte sie.

„Ich frage so,“ versetzte Barras, „weil ich erst diesen Morgen ein anonymes Billet erhalten habe.“

„Und . . . dieses Billet?“

„Setzte mich in Kenntniß, daß man damit umgehe, mich zu ermorden . . .“

„Oh!“ rief Madame Tallien aus und ihr Herz schlug hörbar.

Bevor sie aber noch Zeit hatte, diese Befürchtung zu widerlegen, entstand ein großer Lärm im anstoßenden Saal, man klatschte in die Hände, als ob eine zweite Madame Tallien angekommen wäre.

Eine Maske war eben eingetreten und erregte durch die Wunderlichkeit ihres Costüms allgemeine Heiterkeit.

III.

Die Person, welche eben im Tanzsaale erschien, war in fleischfarbenen Tricot gekleidet, und beim ersten Anblick schien es beinahe, als ob sie geraden Weges aus dem Paradiese käme.

Bei näherem Beschauen sah man aber, daß der Tricot tättowirt war mit verschiedenen Figuren und allegorischen Zeichnungen.

Anstatt, wie alle Welt, auf seinen zwei Beinen

einzutreten, schlug der Betreffende ein Rad und ging auf den Händen.

In der Mitte des Saales angelangt, verweilte er ein paar Minuten unbeweglich, die Füße in der Luft, den Kopf zur Erde, und diese abnorme Stellung war es, welche so allgemeine Heiterkeit hervorrief.

Selbst den Fall angenommen, daß ein Bekannter in der Gesellschaft gewesen, so war es doch unmöglich, ihn zu erkennen, da aus einem Wust von rothen Haaren, die natürlich über sein Gesicht herabfielen, nur die Nasenspitze hervorguckte.

Nachdem der Neuangekommene sein Clowntalent so glänzend erprobt hatte, schlug er wieder Räder durch zwei oder drei Säle, bis er endlich an dem Boudoir anlangte, wo Barras mit Madame Tallien und Marion saß.

Hier stellte er sich auf seine beiden Beine und pflanzte sich vor den Director hin.

Barras betrachtete ihn mit einem Gemisch von Staunen und Heiterkeit, denn er sah anfänglich nur die rothe Perrüke und das gelb, schwarz und blau bemalte Gesicht des sonderbaren Gastes.

Der Wilde grüßte und sagte, auf Madame Tallien zeigend, zu Barras:

„Citoyen, ich habe den Namen der Dame genannt, und Eure Leute haben mich eingelassen.“

Der Klang der Stimme ließ bei Madame Tallien keinen Zweifel übrig.

„Dieser Herr,“ sagte sie zu Barras, „ist einer

der drei Freunde, von denen ich Euch schon gesprochen."

Barras, welcher schon beim Anblick des Wilden sich des Lachens nicht enthalten konnte, war nun vollkommen beruhigt.

„Ich habe es hier wohl mit einem Spaßmacher zu thun," dachte er. „Er macht mir auch gar nicht den Eindruck eines Mörders."

Marion war, wenn möglich, noch blässer geworden, als sie ohnedies schon war, denn in dem so costümirten Manne hatte sie Cadenet erkannt, das heißt denjenigen, der ihr am Eingange vom Tivoli die wenigen Worte zugeflüstert hatte.

Nachdem Cadenet den Directeur Barras gegrüßt hatte, sagte er zu ihm:

„Citoyen, ich bin überzeugt, es wird Euch viel Vergnügen machen, meine Tättowirungen näher zu beschauen."

Und er zeigte mit den Fingern auf die Zeichnungen, welche seinen Tricot zierten.

Barras, welcher anfänglich nur ein Chaos von Köpfen und Carricaturen gesehen hatte, betrachtete diese Hieroglyphen genauer, und konnte seine Ueberraschung und seinen Mißmuth nicht bemeistern, als er die Zeichnungen auf der Brust des Wilden näher besehen hatte.

Mit rother Tusche war darauf eine Guillotine in voller Function gezeichnet.

Nichts fehlte dabei — weder der Henker, noch seine Gehilfen, weder das Volk, welches sich um das

Gerüste drängte, noch der arme Sünder, der mit Schauder das Mordinstrument betrachtete.

Unter dieser Zeichnung war mit großen Buchstaben zu lesen:

„Tod des ci-devant Marquis de Fontanges.“

Barras las und seine Stirne legte sich in Falten, er hatte aber nicht Zeit, seinen Unmuth in Worte zu kleiden, denn der Wilde machte „Kehrt um“ und bot jetzt seinen Rücken zur Ansicht dar.

„Zweites Tableau!“ rief er aus.

Dieses zweite Bild stellte das Revolutions-Tribunal vor, mit seiner Anklagebank, seinem Vertheidiger pro forma und seinem öffentlichen Ankläger.

Unter dieser Zeichnung war zu lesen:

„Verurtheilung des Grafen Sombreuil.“

„Mein Herr!“ sagte jetzt Barras mit sichtlich übler Laune, „wir leben nicht mehr in der Schreckenszeit, und ich finde Ihre Verkleidung zum mindesten sehr unpassend.“

„Citoyen Directeur,“ entgegnete Cadenet, „ich wünschte sehr, daß, bevor ich antworte, Ihr Euch die Mühe gäbet, Alles genau zu besichtigen.“

Cadenet hielt Barras die Arme, die Beine, die Schultern hin. Alles war in ähnlicher Weise tättowirt.

Man sah darauf den Kopf Robespierre's, die Büste Marat's, die phrygische Mütze, von welcher das Messer der Guillotine die Form entlehnt hatte.

Jede Figur, jedes Instrument, jedes Emblem hatte seine passende Unterschrift.

„Nun, Citoyen Directeur," sagte Cadenet, „werde ich auf Euren mir gemachten Vorwurf antworten."

Madame Tallien schien sehr bewegt, Marion war leichenblaß.

Barras steckte die Hand ins Gilet und nahm beinahe eine drohende Stellung an.

„Mein lieber Directeur," fuhr Cadenet fort, „ich weiß wohl, weshalb Ihr die Stirn runzelt; gesteht es nur, Ihr haltet mich für einen Mörder?"

„Mein Herr!"

„Indessen, seht her, mein Tricot liegt so enge an, daß es unmöglich wäre, darunter auch nur den kleinsten Dolch zu verbergen, und in der Hand halte ich doch keine Pistole. Ihr könnt also ganz ruhig sein. Die einzige Waffe, die mir zu Gebote steht, und deren ich mich Euch gegenüber bediene, ist eine Göttin, so nackt wie ich, sie heißt „Wahrheit."

„Ah! Sie wollen mir die Wahrheit sagen?" entgegnete Barras mit Ironie.

„Es giebt ein sehr bekanntes Sprichwort," sagte Cadenet weiter, „welches behauptet, die Lebenden seien den Todten Wahrheit schuldig."

„Noch bin ich nicht todt," wendete Barras ganz kalt dagegen ein.

„Nur Geduld, Citoyen Directeur. Ich will das Sprichwort umkehren."

„Wie so?" fragte Barras.

„Ein Todter wird einem Lebenden die Wahrheit sagen."

„Ein Todter!"

„Ja wohl — und dieser Todte — bin ich. . ."

Madame Tallien und Marion sahen einander erstaunt an. Barras trat unwillkürlich einen Schritt zurück.

Cadenet fuhr fort:

„Ja, ja, lieber Citoyen Directeur, ich bin todt, mausetodt, und zwar schon seit vier Jahren, denn ich wurde guillotinirt im Jahre 1793.

Barras fand es nicht der Mühe werth, darauf zu antworten; er neigte sich zu Madame Tallien hin und sagte:

„Ich wußte nicht, Madame, daß Sie Narren zu Freunden haben."

Cadenet ließ sich aber nicht stören.

„Bei Lebzeiten nannte ich mich Marquis de Cadenet. Ich war Eigenthümer eines kleinen Schlosses in der Provence, vier oder fünf Lieues von Aix entfernt. Beim Ausbruch der Revolution war ich Cornet in einem Cavallerieregimente.

„Ich wanderte aus. Das Heimweh und ein Liebesweh erfaßten mich, und ich kehrte nach Frankreich zurück. Bei Nacht und Nebel kam ich nach Paris und stieg bei meinem alten Kammerdiener ab, in welchen ich volles Vertrauen setzte und der es damit rechtfertigte, daß er mich Tags darauf bei der Commune denuncirte. Ich wurde eingezogen,

verhört, verurtheilt und noch an demselben Tage hingerichtet."

„Der Mensch ist verrückt!" sagte Barras.

„Eh! Citoyen Directeur," erwiderte Cadenet, „ich werde Euch bis zur Evidenz beweisen, daß ich bei voller Vernunft bin und daß ich die Wahrheit sage."

Barras zuckte mit den Achseln.

Ohne sich irre machen zu lassen, fuhr Cadenet fort:

„Eben jetzt, als ich eintrat, habe ich einen Herrn gesehen, der mich sehr genau gekannt hat, als ich noch lebte."

„Wirklich!" sagte Barras in spöttischem Tone.

„Dufour, der Exlieferant, ein starker Mann, der im Revolutionstribunale saß. Er wird mich gleich erkennen, da er einer von jenen war, die das Todesurtheil über mich sprachen."

„Mein Herr!" sagte jetzt Barras, und stampfte vor Ungeduld leicht mit dem Fuße. „Sie sind hieher gekommen, um sich zu unterhalten; das ist ganz gut; aber Sie würden mich doch sehr verbinden, wenn Sie diese Mystification zu Ende führen wollten."

„Mystificiren? — Ich mystificire gar nicht — das sollt Ihr gleich sehen. — Verehrter Freund Dufour, kommt doch einen Augenblick her."

Cadenet redete so einen dicken Herrn an, mit rothem Gesichte, doppeltem Kinn und selbstgefälliger Miene; an jedem Finger trug er Ringe, in

jedem Ringe Diamanten, Diamanten am Hemde, Diamanten am Fracke.

„Ei, ei!“ rief Cadenet aus. „Freund Dufour, Ihr seht ja wahrhaftig aus wie eine Mine aus Golconda.“

Der Citoyen Dufour, Armee-Exlieferant und Beisitzer am Revolutions-Tribunale, fühlte sich zu sehr geschmeichelt, in eine Gruppe gezogen zu werden, deren Mittelpunkt die gefeierte Madame Tallien war, als daß er nicht mit wahrer Ueberstürzung der Einladung gefolgt wäre.

Er sah Cadenet an, dessen Gesicht nicht weniger tättowirt war als sein Körper, und brach in ein helles Gelächter aus.

„Sagt mir doch, Citoyen Dufour,“ redete ihn Cadenet an, „habt Ihr ein gutes Gedächtniß?“

„Ein vorzügliches,“ erwiderte der Exlieferant.

„Ihr erinnert Euch also wohl noch der Leute, welche zur Zeit, als Ihr im Revolutions-Tribunale Sitz und Stimme hattet, abgeurtheilt wurden?“

Dufour machte eine gar saure Miene, denn er glaubte, der Wilde wolle ihn mystificiren.

Dieser aber nahm davon nicht die geringste Notiz, legte seine Hand auf Dufour's Arm und sagte:

„Ist Euch noch aus jener Zeit ein gewisser Marquis de Cadenet erinnerlich?“

„Oh ja . . . er wurde ja verurtheilt.“

„Seid Ihr dessen ganz gewiß?“

„Freilich wohl! Verurtheilt und hingerichtet... Ich selbst habe ihn das Schaffot besteigen sehen.“

Cadenet wendete sich gegen Barras mit triumphirender Miene.

„Nun, Ihr seht!“ sagte er.

„Ich sehe, daß der Marquis de Cadenet hingerichtet worden ist, und daß Sie daher nicht derselbe sein können.“

„Und doch bin ich es.“

„O!“ sagte Dufour ganz naiv, „ich entsinne mich ganz wohl dieses jungen Menschen.“

„Würdet Ihr ihn wieder erkennen, wenn er aus dem Grabe stiege und sich Euch vorstellte?“

„Unglücklicherweise,“ entgegnete der Exlieferant, „hat sich so etwas noch niemals ereignet.“

„Das gehört nicht daher, und ich frage noch einmal: Würdet Ihr ihn wieder erkennen?“

„Seine Züge schweben mir so lebhaft vor, als ob er da vor mir stünde.“

Cadenet kehrte sich noch einmal gegen Barras.

„Citoyen Directeur,“ sagte er, „Geduld ist die Cardinaltugend jener Männer, welche Völker beherrschen wollen. Harret daher bis an's Ende aus.“

Bei dieser Schmeichelrede heiterten sich Barras' Gesichtszüge wieder ein wenig auf.

„Was verlangen Sie also von mir?“ fragte Barras.

„Einen Schwamm und Wasser,“ antwortete Cadenet.

„Wozu?“

„Um mich zu waschen, damit Mr. Dufour mich wiedererkennen möge.“

Gleichzeitig legte er seine Hand auf Marion's Schulter und sagte:

„Dieses holde Kind wird wohl so freundlich sein, mir bei dieser Metamorphose zu helfen . . .“

Barras kam vor Staunen gar nicht zu sich. Die Keckheit dieses Menschen, der sich todt sagte und wie ein ganz gewöhnlicher Lebender Schwamm und Wasser verlangte, brachte den Directeur völlig aus der Fassung.

Er machte gute Miene zum bösen Spiel, zeigte auf eine Thür im Hintergrunde des Boudoirs und sagte:

„Wollen Sie in dieses Zimmer treten, dort werden Sie das Verlangte finden.“

Cadenet nahm Marion am Arm und zog sie mit sich fort, ohne daß weder Madame Tallien noch Barras, noch Dufour gegen diesen Act der Willkür Einsprache thun konnten.

„Ein sonderbarer Kauz dieser Mensch, den Sie mir da vorgestellt,“ sagte der Directeur zu Madame Tallien, nachdem Cadenet die Thür hinter sich zugemacht.

Die junge Frau war ganz verblüfft über die sonderbare Wendung, welche die Vorstellung des Citoyen Cadenet genommen hatte.

„Ich kann Sie nur versichern,“ sagte sie, den vertraulichen Ton, in welchem sie bisher zu dem allgewaltigen Directeur gesprochen hatte, in Folge

des Ernstes der Situation aufgebend, „daß mein Freund ungeachtet seiner Bizarrerie doch ein sehr liebenswürdiger Mensch ist.“

„So sagen Sie mir doch wenigstens seinen Namen.“

„Marquis de Cadenet,“ antwortete Madame Tallien.

„Wie — auch Sie, Madame . . .“

„Ich habe ihn immer unter diesem Namen gekannt.“

„Aber der Marquis de Cadenet ist ja todt,“ rief Dufour aus, „ich selbst habe ihn zum Tode verurtheilt.“

„Dann muß er gerettet worden sein.“

„Nein, nein! Ich bin gewiß, daß er guillotinirt worden ist.“

„Dann muß es ein anderer Cadenet sein,“ wendete Madame Tallien dagegen ein.

„Seit wann kennen Sie den Cadenet, der eben da war?“

„Seit dem Jahre 1792.“

„Das ist doch höchst wunderlich,“ murmelte Barras vor sich hin, „und ich bin doch begierig, zu erfahren . . .“

„Pst!“ machte Madame Tallien. „Da kommt er.“

— — — — — — — — — — — — —

Citoyen Cadenet hatte sich mit Marion in Barras' Toilettenzimmer eingesperrt.

Marion war todtenbleich und zitterte an allen Gliedern.

„Nun," sagte Cadenet zu ihr, indem er aus einem silbernen Krug Wasser in's Lavoir goß, „was sagst Du zu meinem Entrée?"

„Georg, Georg," flüsterte ihm Marion zu und rang die Hände. „Sie wollen also sterben — auch Sie?"

„Bah! Fürchte nichts."

„Nehmen Sie sich in Acht," stammelte sie, „die Revolution hat noch nicht ausgespielt. Man tanzt zwar überall, und ich verkaufe Blumen, aber es werden noch viele Köpfe fallen."

„Ei! der meinige sitzt gar fest."

„Das hat er auch gesagt," lispelte Marion.

Und eine Thräne rollte über des Mädchens bleiche Wange.

„Armes Kind!" rief Cadenet aus, „aber nur Geduld! Die Stunde der Rache naht und wir werden ihn rächen."

„Ach wie bange ist mir! wie entsetzlich bange!" seufzte Marion.

„Sei nicht kindisch — gehorche nur!"

Er sprach diese Worte in einem Tone, der von Theilnahme, aber auch von Festigkeit zeigte. Es war aber auch nicht zu verkennen, daß er eine unumschränkte Gewalt über die Aermste übte.

Marion senkte das Haupt.

„Was soll ich thun?" fragte sie in aller Ergebung.

„Morgen wird da unten getanzt."

„Ah!" rief Marion mit halberstickter Stimme aus.

„Und dorthin will ich einen Menschen führen, der wohl kaum eine Ahnung hat, geladen zu werden.“

„Und dieser Mensch?“

„Heißt Barras.“

„Er! — Ein Henker unter den Schlachtopfern!“

„Es kommt zuweilen eine Stunde, wo auch der Henker sich der Furcht nicht erwehren kann, wo er Reue fühlt über das vergossene Blut. Aber höre weiter. — Deine Schönheit hat auf ihn einen mächtigen Eindruck gemacht . . . Er ist ein Wüstling, dieser gute Directeur, er bildet sich ein, alle Frauen müßten in ihn verliebt sein . . .“

„Nun?“

„Ohne Zweifel wird er Dich diese Nacht mit seinen Huldigungen verfolgen.“

Marion zuckte mit den Achseln.

„Wenn er Dir ein Rendezvous im Parke giebt, so nimm es an.“

„Ich?“

„Ja.“

„Aber — wie wird es mir dabei ergehen?“

„Sei unbesorgt — Wir sind da!“

Während Cadenet so sprach, hatte er sich die Farben vom Gesicht gewaschen, und er sah wieder aus, weiß und roth, wie ein Mann von fünfundzwanzig Jahren, die er auch wirklich zählte.

„Komm!“ sagte er jetzt zu Marion.

Und sie gingen jetzt wieder zurück nach dem kleinen Salon, wo sie Barras in Gesellschaft der Madame Tallien und Dufour's verlassen hatten.

Dieser Letztere stieß beim Anblick Cadenet's einen Schrei aus und taumelte ein paar Schritte zurück.

„Was giebt's?" fragte Barras.

„Das ist er!" rief Dufour aus und schauderte zusammen; die Haare standen ihm vor Schreck zu Berge.

„Wer? Er?"

„Der Marquis de Cadenet," stammelte der Exlieferant.

Cadenet sah nun Barras mit festem Blicke an und sagte mit eisiger Kälte:

„Sie sehen nun wohl, Citoyen Directeur, daß die Todten doch wiederkehren."

IV.

Schweißtropfen standen auf Barras' Stirn.

Der Exgraf de Barras, ehemaliger Capitän der Cavallerie in der indisch-französischen Armee, Edelmann von altem Schlage, Exdeputirter des Departements du Var im Nationalconvent, und gegenwärtig Erster im Directorium, was der Stellung eines Königs sehr nahe kam, war ein noch sehr hübscher Mann.

Sein hoher Wuchs, sein schwarzes Haar, seine hohe Stirn, sein verständiger, etwas melancholischer Blick, seine starken, Sinnlichkeit verrathenden Lippen

und die weißen, schön geformten Zähne fanden bei dem schönen Geschlecht die vollste Anerkennung.

Er stand im sechsundvierzigsten Lebensjahre, schien aber, trotz seines politisch bewegten Lebens und seiner an Genüssen aller Art so reichen Vergangenheit, bei weitem nicht so alt.

Uebrigens hatte es allen Anschein, als sollten in neuester Zeit die Liebesintriguen seinen politischen Intriguen das Feld räumen.

Es ging sogar das Gerücht von Mund zu Mund, das strenge Mitglied des Convents käme allmälig zurück zu der Idee seiner Kindheit, zu dem Götzen seiner Jugend, und es schwebe ihm die Rolle des Generals Monk vor, jenes Mannes, der den Thron Karl's II. von England wiederhergestellt.

Dem sei nun wie ihm wolle, gewiß ist, daß der Citoyen Barras die Aera des Vergnügens inaugurirt hatte, und Paris wußte ihm dafür Dank.

Man tanzte bei ihm mit wahrer Wuth — mit Enthusiasmus begrüßte man ihn auf der Straße. Er war der Abgott der sogenannten jeunesse dorée.

Deswegen liebte er es auch nicht, an seine Vergangenheit erinnert zu werden, und seitdem er an der Spitze des Directoriums stand, gab er sich auch alle erdenkliche Mühe, die Erinnerung an die Schreckenszeit — an die Blutepoche — bis auf die letzte Spur zu verwischen.

Sobald nun Cadenet sich geäußert, er habe es sich zur Aufgabe gemacht, ihm gegenüber der Wahr-

heit das Wort zu reden, konnte Barras seinen Unmuth kaum mehr bemeistern.

Obgleich dem südlichen Frankreich entstammend, war Barras doch nicht abergläubisch, und als er hörte, daß Dufour allen Ernstes behauptete, Cadenet sei allerdings der Mann, den er verhört, abgeurtheilt, den er hatte hinrichten lassen, so war er mit sich bald im Klaren, daß der Exlieferant sich durch eine auffallende Aehnlichkeit täuschen lasse.

Nichtsdestoweniger stand ihm doch, wie schon gesagt, der Schweiß auf der Stirn und das Herz pochte ihm heftiger bei dem Gedanken, einem Menschen gegenüberzustehen, der ihm um jeden Preis die Wahrheit sagen wolle.

Cadenet hatte sich aber plötzlich eines Andern besonnen und sagte zu Barras:

„Citoyen Directeur! Ich wünschte eine kleine Unterredung mit Ihnen — aber etwas später."

„Und — wann?"

„Oh! im Laufe des Abends. — Ihr Fest hat kaum begonnen — die Pflichten des Amphitryon rufen Sie. — Ich — ich werde den Damen den Hof machen."

„Das ist er — ganz sicher, das ist er," sagte Dufour.

Barras zuckte wiederum die Achseln.

Cadenet küßte Madame Tallien die Hand und warf Marion einen verstohlenen Blick zu; dann mischte er sich wieder in die Gesellschaft und schlug

Räder und erregte durch seine Harlekinaden auf's Neue die allgemeine Heiterkeit.

Barras war nachdenkend geworden; nachdem sich aber der tättowirte Wilde im Getümmel verloren hatte, fühlte er sich erleichtert und athmete freier.

Nun hatte er wieder Augen für Marion.

Die Schönheit des lieblichen Blumenmädchens schnitt ihm tief ins Herz. Ihr Blick bezauberte ihn.

„Ach!" flüsterte Madame Tallien dem Exliefe-ranten ins Ohr, „ich glaube, der gute Directeur verliert den Kopf, sein Herz scheint sich an Marion's schönen, feurigen Augen entzündet zu haben."

Dufour wollte eben Einwendung erheben gegen diese Vermuthung, welche die Königin der Schönen laut werden ließ, aber Madame Tallien ließ ihn nicht zu Worte kommen, sondern nahm seinen Arm und sagte:

„Machen wir einen Gang durch die Säle."

Die hübsche Favoritin wollte, wenigstens für den Augenblick, jede Auseinandersetzung in Bezug auf Cadenet mit Barras vermeiden.

Dieser hielt sie auch nicht zurück; ganz in Entzücken für Marion aufgelöst, nöthigte er diese, seinen Arm anzunehmen, und führte sie im Triumph durch die glänzend erleuchteten Salons, in welchen ein paar Tausend Gäste auf und nieder wogten.

„Ei, ei!" sagte ein Stutzer halblaut zu seinem Nebenmann, „die kleine Marion ist gar schlau und fein; sie wußte recht wohl, weshalb sie unsere Bewerbungen zurückwies."

„Bah!“ entgegnete der Angeredete.

„Kein Zweifel! Siehst Du denn nicht, lieber Freund, daß Barras ganz vernarrt in sie ist?“

„Schade,“ sagte man in einer andern Gruppe, „Marion verkaufte doch so schöne Bouquets.“

„In Zukunft wird sie Bänder verkaufen,“ bemerkte eine junge hübsche Frau, welche diesen Calembour nicht unterdrücken konnte, etwas höhnisch. „Blumen und Bänder gehören ja ein und derselben Familie an.“

Bei Barras' Erscheinen öffneten sich die Reihen.

„Glücklicher Directeur!“ seufzten alle jene, für welche die schöne Marion vorkommenden Falles nicht Blumen, sondern nur Körbe gehabt.

Barras schritt durch die Säle, ging nach der Terrasse, stieg die wenigen Stufen hinab und befand sich im Park.

Dort wie in den Salons wich Alles ehrerbietig zurück.

Selbst der sehr discrete Hof eines Ludwig XV. konnte nicht discreter sein gegen die Liebesintriguen seines Königs, als es der improvisirte Hof in Gros-Bois gegen die Galanterien seines ersten Directeurs war.

In den Augen Aller hatte Barras schon eine Eroberung an Marion gemacht.

Bleich und verlegen überließ sich diese seiner Führung.

Er führte sie in eine dunkle, etwas abgelegene

Allee. Dort angelangt, sagte der galante Directeur in einschmeichelndem Tone:

„Sie sind also das Mädchen, welches an den Eingängen öffentlicher Vergnügungsorte Blumen feil bietet?"

„Ja — Citoyen."

„Ein schlechtes Geschäft, meine Theure!"

„Was soll ein armes Mädchen anfangen, um sein Leben zu fristen!" . . .

„Ein Hôtel, eine Equipage, Diamanten und Spitzen würden für Sie, meine Holde, viel besser passen, als der Blumenkorb . . ."

Marion seufzte.

Barras deutete diesen Seufzer anders, als er gemeint war, und fuhr etwas hastig fort:

„Wenn ich Ihnen all' das gäbe . . .?"

Der Directeur hatte bei diesen Worten Marion's Hand erfaßt und drückte sie sanft.

Diese aber zog die Hand aus der seinen und sagte:

„Ich bin nicht verkäuflich, Citoyen!"

„Pfui! Pfui! — was ist das für ein garstiges Wort . . ."

„Und — abgesehen von Allem — würden Sie einen schlechten Kauf machen . . . denn mein Herz ist zu wund, als daß es noch für Liebe empfänglich sein könnte."

„Bah! bah! mein liebes Kind! . . . Die Liebe ist wie der Phönix — sie bricht wieder aus der Asche hervor."

„Wenn die Asche nicht in alle Winde zerstreut wäre“ — sagte Marion. „Citoyen! sprechen Sie mit mir nicht von Liebe, ich bin dafür blind und taub!“

„Nun,“ erwiderte der Directeur, „ich will mir Mühe geben, Ihnen die beiden Sinne, welche Ihnen fehlen, zu ersetzen: das Gesicht und das Gehör.“

Und er zog einen werthvollen Ring, mit Türkisen und Rubinen besetzt, vom Finger und steckte ihn Marion an.

Das Mädchen wollte entfliehen, denn sie fing an sich zu fürchten, allein augenblicklich erinnerte sie sich der Verhaltungsbefehle, welche ihr Cadenet eingeschärft hatte.

Und da sie diesem Menschen gehorchte, ohne jemals seinen Willen ihrer Beurtheilung zu unterziehen, so ließ sie sich zu einer Rasenbank führen und setzte sich nieder.

Ganz im Geiste der alten Schule ließ Barras sich galanterweise vor Marion auf ein Knie nieder. Er hatte aber nicht Zeit, ihr die Hand zu küssen, oder seine verführerischen Anträge zu erneuern, denn schon stürzten zwei Männer, welche sich hinter einem Baumstamm verborgen gehalten hatten, auf ihn los und hielten ihn fest.

Barras stieß einen Schrei aus, aber ein zweiter Schrei konnte nicht folgen, denn ein Sacktuch wurde ihm in den Mund gestopft.

Gleichzeitig ließ einer der beiden Männer einen

Pfiff ertönen, worauf ein Dritter ihnen zu Hilfe kam.

Marion fuhr erschreckt von ihrem Sitze auf, hütete sich aber wohl, zu schreien.

Der Anfall, dem Barras zum Opfer fiel, kam so urplötzlich, so unerwartet, daß er von seiner herkulischen Kraft gar nicht Gebrauch machen konnte.

Ehe er sich versah, war er gebunden und geknebelt, dann nahm ihn einer der drei Männer auf die Schultern, als ob er ein Kind gewesen wäre, und trotz aller Gegenwehr wurde er quer durch den waldigsten Theil des Parkes getragen.

Marion folgte den Entführern.

Während sich das im Parke zutrug, tanzte man im Schlosse und auf den Rasenplätzen. Das Fest war im besten Zuge.

Nach etwa zwanzig Minuten hatten die Räuber den Saum des Parkes erreicht.

Damals war der Park von Gros-Bois nur durch einen lebendigen Zaun eingeschlossen und von einem Graben umgeben.

Jenseit dieses Grabens führte ein Querweg nach der Hauptstraße.

Der Zaun hatte eine Lücke; durch diese nahmen die Entführer ihren Weg. Mit einem Satz waren sie über den allerdings nicht schmalen Graben.

Auf der Hauptstraße hielt ein geschlossener Wagen, vor welchen zwei tüchtige Gäule gespannt waren.

Einer der Männer öffnete den Schlag und Barras, der, den Knebel im Munde, kaum athmen konnte, wurde in den Wagen gehoben.

Dieser Eine stieg dann auf den Kutschbock, die beiden anderen nahmen Barras in die Mitte, Marion nahm diesen gegenüber Platz.

Beim Scheine der Wagenlaternen sah nun der Citoyen Directeur, daß die Männer Masken vor dem Gesichte hatten und in weite Mäntel gehüllt waren.

Nun erinnerte sich Barras des anonymen Billets, welches er am Morgen erhalten hatte und in welchem ihm angedeutet wurde, daß er Gefahr laufe, ermordet zu werden.

„Ich bin verloren," dachte er.

Da er aber das Herz am rechten Fleck hatte, so war er fest entschlossen, dem Tode keck in's Gesicht zu schauen.

All' das eben Erzählte ging ohne allen Lärm vor sich, keiner der drei Männer hatte bisher auch nur ein Wort gesprochen.

Sobald der Wagenschlag zufiel, ließ der Postillon die Peitsche knallen und der Wagen fuhr in scharfem Trabe davon.

Nun nahm einer der im Wagen Sitzenden einen Dolch hervor, dessen blanker Stahl im Laternenschein erglänzte.

„Mein Herr," sagte er, „Sie können jetzt nach Belieben schreien, man wird Sie doch nicht hören. Da ich aber mit Ihnen zu verhandeln habe, so

wird man Ihnen den Knebel aus dem Munde nehmen."

Barras erkannte nun Cadenet an der Stimme.

Der andere Helfershelfer nahm ihm jetzt den Knebel heraus.

„Ah, Elender!" rief Barras aus.

„Ruhig!" entgegnete Cadenet, „keine beleidigenden Worte, sonst — so wahr ich Edelmann bin — stoße ich Ihnen diesen kalten Stahl in die Brust."

„Ich wurde gewarnt," sagte Barras, „ich hätte auf meiner Hut sein sollen . . . Ihr wollt mich umbringen."

„Ja und nein! Ja, wenn Sie Widerstand leisten . . . nein, wenn Sie sich den Umständen fügen."

„Und diese Umstände," fragte Barras höhnisch.

„Mein lieber Citoyen Directeur," versetzte Cadenet, „wir haben von hier bis Paris einen ziemlich langen Weg vor uns; ich glaube, die Artigkeit erheischt es, daß wir Ihnen die Fesseln abnehmen, die wir Ihnen nothgedrungen anlegen mußten, dabei wollen wir aber nur noch bemerken, daß, sollten Sie einen Versuch wagen, uns zu entwischen, wir zu den äußersten Mitteln greifen müßten."

Man machte ihm die Hände wieder frei.

„Nun wollen wir plaudern," sagte Cadenet.

„Mit Vergnügen," entgegnete Barras in verächtlichem Tone.

Der Directeur war ein Mann von klarer V

schauung und begriff ganz gut, daß im vorliegenden Falle jede Widersetzlichkeit nutzlos gewesen wäre.

„Ich sagte Ihnen eben, daß die Fahrt nach Paris geht," nahm Cadenet das Wort.

„Dazu, meine Herren, haben Sie den Augenblick schlecht gewählt," sagte Barras.

„Sie mögen allerdings Recht haben, denn wir entrissen Sie dem Feste . . ."

„Und," fiel ihm der Directeur in's Wort, „man wird mein Verschwinden gar bald bemerken."

„Glauben Sie?" sagte Cadenet mit einer Beimischung von Ironie im Tone.

„Und die Polizei wird uns bald eingeholt und mich befreit haben."

Cadenet lachte unter seiner Maske hervor.

„Meine Herren," fuhr Barras fort, „ich sage Ihnen nur: Ihr Kopf steht auf dem Spiele."

„Das wissen wir ganz wohl."

„Und Sie thäten besser, mich gleich zu morden."

„O, nein!" versetzte Cadenet.

„Dann werde ich auch befreit werden."

„Durch wen?"

„Durch die Polizei."

„Lieber Directeur, die Polizei hat mit ihren eigenen politischen Angelegenheiten vollauf zu thun, und kümmert sich nicht erst um die Liebesintriguen ihres Ersten im Directorium."

„Meine Liebesintriguen?"

„Freilich wohl."

„Ah, das ist zu arg!“ rief Barras entrüstet aus.

„Sie haben den Ball an Marion's Arm verlassen.“

„Ganz richtig.“

„Was ist daran auch besonders staunenswerth, daß der Citoyen Directeur einer Caprice für ein hübsches Blumenmädchen nachgiebt? — Er hat die Kleine entführt und nach einem geheimen Orte gebracht. — Sie werden nun wohl zugeben, daß sich die Polizei einer solchen Kleinigkeit wegen nicht alarmiren wird. . .“

„O, sie wird doch. . .“

„Wenn sie sich um Sie und um uns kümmern wird, haben wir uns vielleicht schon verständigt.“

„Aber wer sind Sie denn?“

„Das sollen Sie später erfahren.“

„Und Sie führen mich nach Paris?“

„Ja.“

„Zu welchem Zwecke?“

„Wir führen Sie auf einen Ball; denn,“ setzte Cadenet mit boshaftem Lächeln hinzu, „meine Freunde und ich, wir halten es nur für unsere Pflicht, Sie für das Vergnügen, dessen wir Sie beraubten, doch einigermaßen schadlos zu halten.“

„Mein Herr,“ sagte Barras mit zurechtweisender Würde, „Sie haben sich diesen Abend schon mehrere schlecht angebrachte Späße erlaubt.“

„Ich scherze niemals. Wir führen Sie auf einen Ball — das ist die reinste Wahrheit.“

Barras sprach von nun an kein Wort mehr, die beiden Männer gaben sich auch weiter keine Mühe, ihn aus dieser Schweigsamkeit zu reißen.

Die Pferde trabten in ungeschwächter Schnelligkeit die Straße entlang.

Nach einer anderthalbstündigen Fahrt hielt der Wagen an der Barrière de Charenton.

„Citoyen!" redete jetzt Cadenet den Directeur an, „wollen Sie gefälligst dem wachhabenden Officier Ihren Namen nennen, aber keinen Verrath! — Hüten Sie sich wohl, die Hilfe des Wachtpostens gegen uns anzurufen, denn bevor noch der Wagenschlag sich öffnete, wären Sie eine Leiche."

Barras war nichts weniger als feig, aber er sah wohl ein, daß es gar keinen Zweck habe, sich einem sichern Tode in die Arme zu werfen. Er fügte sich also der Nothwendigkeit und machte gute Miene zum bösen Spiel.

Er nannte dem Officier des Wachtpostens seinen Namen und die Municipalgardisten, die das Mädchen im Hintergrunde gar wohl bemerkt hatten, sahen einander an, lächelten und sagten:

„Unser Directeur ist heute en partie fine."

Der Wagen fuhr den Faubourg Saint-Antoine hinab.

An der Stelle angelangt, wo die Bastille gestanden hatte, wurde angehalten.

„Sind wir endlich an Ort und Stelle?" fragte Barras.

„Noch nicht."

„Warum halten wir also an?"

„Um einer kleinen Formalität willen."

Und Cadenet zog ein Foulardtuch aus der Tasche.

„Sie müssen sich schon die Augen verbinden lassen, Citoyen Directeur," sagte er.

„Aber . . ."

„Es sei denn," fuhr Cadenet ganz gelassen fort, „daß Sie es verzögen, in der Seine zu liegen, wohin wir Ihre werthe Person tragen würden, wenn wir bemüßigt wären, aus ihr eine Leiche zu machen."

Barras ließ sich die Augen verbinden und der Wagen fuhr weiter.

Eine Stunde lang rollte er fort auf dem unebenen und spitzen Pflaster der Straßen des damaligen Paris; dann hörte Barras ein dumpfes Getöse — der Wagen fuhr durch eine gewölbte Einfahrt. In der nächsten Minute hielt er an.

Cadenet nahm Barras bei der Hand und half ihm aussteigen.

„Wir sind zur Stelle," sagte er.

Der Directeur verspürte eine laue Atmosphäre, er vernahm verworrenen Lärm — ein vager Schein drang durch die Binde.

Nun nahm ihm Cadenet das Foulardtuch von den Augen und Barras stand da, geblendet von einem Meere von Licht. Einen Augenblick mußte er die Augen wieder schließen.

V.

Allmälig an den hellen Schein gewöhnt, ließ er den Blick umherschweifen.

Er befand sich in einem kreisförmigen Saal, von Lüstren und Candelabern auf's glänzendste erleuchtet.

Aber sonderbar! Die Wände waren roth bemalt, die Bänke längs den Wänden roth überzogen.

Auf diesen Bänken saßen Frauen jeden Alters, die meisten aber jung und hübsch, alle in tadelloser Balltoilette.

Nur trug jede — was Barras augenblicklich auffiel — ein ganz schmales rothes Schnürchen um den Hals, welches genau die Linie bezeichnete, welche das Messer der Guillotine nach vollbrachter Function markirt; man hätte glauben mögen, die Köpfe wären schon einmal durch das Beil vom Rumpfe getrennt gewesen und hätten dann wieder ihre normale Stelle eingenommen.

Vor den Damen standen Herren nach der letzten Mode gekleidet, nur trugen sie nicht die enormen Cravaten, sondern der Hals war frei, unbedeckt.

Wie die Frauen, hatten auch die Herren einen rothen Streif um den Hals, welcher den Blutrand anzeigen sollte, den das Messer der Guillotine zurückließ.

Ueberdies hatten die Herren auch noch Masken vor den Gesichtern.

Im Hintergrunde des Saales war das Or=

chester angebracht. Die Musik hatte noch nicht begonnen.

Cadenet neigte sich gegen Barras und sagte ganz leise:

„Man hat nur auf Sie gewartet, um das Zeichen zur Eröffnung des Balles zu geben."

„Aber wo bin ich denn?" fragte der Directeur.

„Auf einem Balle, wie Sie sehen."

„Aber . . . diese maskirten Herren . . . diese Damen? . . ."

„Gehören alle zur Gesellschaft."

„Wer sind sie denn?"

„Sehen Sie den rothen Streif am Halse sämmtlicher Herren und Damen?"

„Ja."

„Nun, das ist das Zeichen unserer Verbrüderung, die unerläßliche Marke, um hier eingelassen zu werden."

„Was soll dieses Zeichen bedeuten?"

„Es soll die Stelle bezeichnen, wo das Beil der Guillotine den Kopf vom Rumpfe trennt. — Dieser Ball heißt: Der Ball der Schlachtopfer."

Barras schauderte zusammen.

„Meine Polizei hat mir von diesem Balle schon gemeldet," sagte er.

„Sie hat wohl schon versucht, ihm auf die Spur zu kommen. Nicht wahr?"

„Allerdings, bisher aber ohne Erfolg."

„Obgleich dieser Ball alle acht Tage abgehalten wird, so konnte es Ihrer Polizei, lieber Directeur,

allerdings noch nicht gelingen, ihn — wie man zu sagen pflegt — aufzuheben, da er jedesmal an einem andern Orte stattfindet."

„Ah!" sagte Barras etwas betroffen vor sich hin, „das nennt man also den Ball der Schlachtopfer!"

„Ja, und um zugelassen zu werden, muß man einen Verwandten auf dem Schaffot verloren haben; sei es nun ein Vater oder eine Frau, ein Bruder oder eine Schwester."

Barras sprach nicht ein Wort.

Vielleicht erinnerte sich der dermalige Chef des Directoriums, das alte Mitglied des National-Convents, der Mann, der mit einem Streich den weit verzweigten Baum, den man französischen Adel nannte, umgehauen — vielleicht erinnerte er sich in diesem Augenblicke an seine Abstammung und sagte sich, daß alle jene, die er jetzt vor Augen hatte, einstens zu den Seinigen zählten, vielleicht überkam ihn jenes peinigende Gefühl der Scham, wie es ein abtrünniger Priester empfinden müßte, wenn er sich zufällig wieder im gottgeweihten Hause sähe.

Cadenet schien einen solchen Ideengang gar nicht zu vermuthen, er nahm Barras am Arme und sagte:

„Aber kommen Sie, lieber Directeur, ich will Sie jetzt den Damen vorstellen."

„Nein, nein," entgegnete Barras mit einer Art von Widerstreben, „ich will nicht! . . ."

„Ach! Sie werden doch . . ."

„Uebrigens," fiel ihm Barras in die Rede, „was soll ich hier?"

„Sie sind auf einem Balle."

„Ich habe aber kein Recht, diesem Balle beizuwohnen."

„O, Sie irren sich."

Und Cadenet warf ihm unter seiner Larve einen strengen Blick zu.

„Sie, Citoyen Directeur, wie wir Alle," fuhr Cadenet fort, „haben während der Schreckenszeit jemand Theuren verloren."

„Ich?"

„Ja, Sie. Haben Sie denn Ihren Onkel, den Chevalier de Barras vergessen, der bei der Armee des Condé gefallen ist — während sein Neffe für den Tod des Königs stimmte?"

„Aber mein Onkel ist doch nicht guillotinirt worden."

„Aber Ihre Tante wurde es."

Barras senkte den Blick zu Boden.

„Und . . . Monsieur d'Auriol, Ihr Vetter und der meinige — denn wir sind ein wenig verwandt, mein lieber Directeur —"

„Ganz richtig," sagte Barras, „ich glaube mich Ihres Namens zu entsinnen."

„Cadenet! Ihnen zu dienen."

„Bestehen Sie noch immer darauf, guillotinirt worden zu sein?"

„Ich — nein, aber mein älterer Bruder, dem

ich so auffallend ähnlich sehe, daß sich selbst dieser gute Monsieur Dufour täuschen ließ."

„Nun," fuhr Barras, der mittlerweile seine ganze Fassung wieder gewonnen hatte, fort, „werden Sie mir jetzt sagen, Herr Vetter, weshalb Sie mich hierher geführt?"

„Gleich; aber vorläufig kommen Sie doch, damit ich Sie den Damen vorstelle."

Barras ließ sich fortschleppen, und Cadenet führte ihn zu einer noch jungen, wunderhübschen Dame, welche anstatt eines einzigen rothen Schnürchens deren drei übereinander trug.

„Monsieur le Comte de Barras," sagte Cadenet in einem Tone, wie er zehn Jahre früher in Versailles gang und gäbe war, indem er den Citoyen Directeur der Dame vorstellte.

Kaum hatte aber dieser die Dame erblickt, als er erbleichte und einen Schritt zurücktrat.

„Laura!" rief er aus.

Um die Lippen der noch hübschen Frau spielte ein melancholisches Lächeln.

„Es ist schon lange her, daß wir uns nicht gesehen, Paul," sagte sie.

Die Stimme klang weich und traurig. — Barras konnte sich kaum auf den Beinen halten.

„Viel Unglück hat mich getroffen, lieber Paul," fuhr sie fort, „seit jenen zwanzig Jahren, als wir uns nicht gesehen. Sie haben wohl die Zeit unserer Jugend nicht vergessen; ich zählte damals sechszehn Jahre — Sie sechsundzwanzig; Sie traten in

die Garde ein, ich trat aus dem Kloster von Saint-Cyr, Sie liebten mich zu jener Zeit, und wir sollten uns heirathen."

Barras fuhr sich mit der Hand über die Stirn.

„Um's Himmels willen, Laura!" rief er aus, „rufen Sie mir nicht Erinnerungen in's Gedächtniß zurück, die zu gräßlich sind."

„Im Gegentheile, lieber Paul!" sagte diese; „lassen Sie mich Ihnen meine traurige Geschichte erzählen. Nachdem unsere Verbindung an dem unbeugsamen Willen Ihres Onkels gescheitert war, heirathete ich den Marquis de Valensolles, einen Biedermann, der sich alle Mühe gab, mich glücklich zu machen. Die Zeit linderte meine Seelenqual, lieber Paul; ich liebte Sie zwar noch immer, dessenungeachtet zollte ich aber dem Marquis eine aufrichtige, hingebende Neigung. Aus dieser Ehe hatte ich zwei Söhne — Zwillinge."

Bei diesen Worten wurde die Stimme der Marquise etwas bewegt.

„Vielleicht," fügte sie bei, „ist Ihnen wohl bekannt, was aus meinem Gemahl geworden?"

„Madame! . . . Madame!" stammelte Barras in höchster Aufregung.

„Mein Gatte war Lieutenant in der Garde gewesen, Anno 93 waren meine beiden Söhne sechszehn Jahre alt. Alle drei hatten sich in einem Hause der Rue du Petit-Carreau verborgen gehalten und erwarteten dort die Pässe, die man ihnen versprochen hatte. — Sie wurden verhaftet . . . Das

Weitere können Sie wohl errathen, lieber Paul — ich bin eine Frau ohne Mann, eine Wittwe ohne Kinder . . ."

Barras hörte nichts weiter. Cadenet zog ihn fort, indem er sagte:

„Kommen Sie! kommen Sie! Sie werden noch ganz andere Bekannte treffen."

Barras sah und fühlte es so zu sagen, wie Aller Blicke mit einer Art von verächtlicher Neugier auf ihn geheftet waren.

In dem Maße, als er am Arme Cadenet's durch den Saal schritt, wichen die Herren zurück, als ob sie seine Berührung wie jene mit einem giftigen Thiere fürchteten.

Einer derselben stellte sich ihm aber doch in den Weg und sagte mit anscheinend guter Laune:

„Guten Morgen, Graf!"

Barras fuhr bei dem Klange dieser Stimme zusammen.

Der Herr war wie alle anderen maskirt, aber unter der Halblarve sah der Directeur doch einen boshaften gehässigen Blick hervorleuchten.

„Du erkennst mich wohl nicht?"

„Wahrscheinlich hab' ich Dich früher niemals gesehen," entgegnete Barras.

„Da irrst Du sehr."

„Dann wäre es jedenfalls schwer, Dein Gesicht durch die Maske zu erkennen."

„So werde ich Dir also mein Gesicht zeigen."

Und der Unbekannte zog sich die Larve vom Gesicht.

Barras heftete einen prüfenden Blick auf den Mann, der ihn mit „Du" und mit seinem Grafentitel angeredet hatte.

„Machefer!" rief er aus.

„Wie er leibt und lebt, lieber Directeur — aber ich irre mich, ich hätte sagen sollen, lieber Pathe, denn Du hast mich ja vor zweiundzwanzig Jahren — damals zähltest Du vierzehn — in der Pfarrkirche unserer Heimath zur Taufe gehalten. Unsere Väter waren Freunde. Du hast den meinigen guillotiniren lassen, ich möchte nicht darauf schwören, lieber Graf, daß Du nicht seinen Namen auf die Liste der Proscribirten geschrieben!"

„Das ist nicht wahr," sagte Barras mit aller Entschiedenheit.

„Erinnerst Du Dich noch meiner Schwester?"

„Deine . . . Schwester . . ."

„Ja, meine kleine Schwester Helene! Du hast sie als Kind gekannt, heute ist sie fünfundzwanzig Jahre alt geworden. — Komm, ich werde Dich ihr vorstellen."

Machefer nahm nun Barras unter den Arm, und führte ihn zu einer Bank, auf welcher ein junges Mädchen saß, dessen wunderbare Schönheit durch einen stieren Blick gar sehr beeinträchtigt wurde.

Das Mädchen lachte vor sich hin und sang halblaut den Refrain der Marseillaise, wobei der Kopf immer nach rechts und links sich wiegte.

„Sie ist irrsinnig," sagte Machefer.

„Irrsinnig!" wiederholte Barras, welcher in diesem Augenblick gewiß weder an Marion, noch an sein Fest in Gros=Bois, noch an seine hohe Stellung als Chef des Directoriums dachte.

„Ah!" nahm jetzt Cadenet, der ihnen gefolgt war, das Wort. „Mademoiselle de Machefer hat auch eine harte Schule durchgemacht. Man hat sie gleichzeitig mit ihrem Vater und ihrem Bräutigam zum Schaffot geführt, sie wurde aber gerettet. O! gerettet auf eine schauerliche Weise ... sie ist darüber auch wahnsinnig geworden."

„Gewiß," sagte Machefer, „ist der Tod auch nichts im Vergleich zu dem, was geschehen ist. — Stelle Dir vor, Graf! als sie im Kerker war, hat sich einer der Gefangenwärter in sie verliebt. Zu wiederholten Malen trug er ihr an, sie zu retten, sie wies dieses Anerbieten jedesmal mit Abscheu zurück. Nun, solltest Du es glauben, dieser Elende wagte sich bis an die Stufen des Schaffots, und dort erklärte er, meine Schwester sei Mutter. — Besser, sie wäre dem Beile der Guillotine erlegen."

Barras schauderte zusammen und wendete sich ab.

Wohl zwanzig Personen kamen jetzt an ihn heran und grüßten ihn, einige behielten die Larven vor dem Gesichte, andere wagten es, ihm ihr Gesicht zu zeigen.

Der Eine hatte mit ihm in einem und demselben Regiment gedient, der Andere war ein alter Freund, ein Dritter, reich vor der Revolution, hatte

ihm, dem noch unerfahrenen, jungen, verschuldeten Manne, seine Börse geöffnet.

Unter den Frauen, deren jede entweder einen Vater oder eine Mutter, einen Gatten oder einen Sohn zu beweinen hatte, erkannte er gar Viele.

Die Einen, seinerzeit noch jung und voll Lebenslust, traf er in den Parkanlagen von Trianon, mit den Anderen verkehrte er in den Salons der großen Welt. Die Eine gehörte einer angesehenen Familie an, mit welcher er verwandt war. Und alle diese Leute, Herren und Damen, schienen vergessen zu haben, daß Barras einmal im National-Convente saß, daß er ein Renegat, jetzt der Chef des Directoriums war.

Man grüßte ihn allerdings mit trauriger Miene, man richtete an ihn einige Worte der Ironie, aber doch ohne Bitterkeit, man machte ihm keinen beißenden Vorwurf, man insultirte ihn nicht.

Machefer und Cadenet gingen ihm zur Seite.

Vom Orchester ertönte noch keine Musik, auch getanzt wurde noch nicht.

„Wenn Du der ganzen Welt guten Abend gesagt haben wirst," meinte Machefer, „werden wir den Ball eröffnen. Er wird vielleicht weniger fröhlich sein, als der, den Du in Grois-Bois giebst, aber — sei nicht böse, lieber Graf — jedenfalls ist er viel besser zusammengesetzt."

Barras durchschritt diese Menschenmasse in Trauer, welche aber doch tanzen wollte. Wie halb

im Taumel überließ er sich willenlos der Führung Cadenet's.

Plötzlich konnte er sich eines Schreies der Ueberraschung, man möchte beinahe sagen, eines Schreies der Freude, nicht erwehren.

Ein kleiner, hagerer, etwas gebeugt einhergehender Mann mit grauen Haaren, ganz schwarz gekleidet, mit Ausnahme des Gilets, welches gelb war, und ihm bis an den halben Leib ging, kam auf ihn zu, grüßte ihn und sagte:

„Guten Tag, Herr Graf. Diese Herren und Damen waren so freundlich, mir, einem armen Diener, zu erlauben, daß ich mich in ihre Gesellschaft mische."

„Souchet!" rief Barras aus.

„Zu dienen, Herr Graf, ich bin wirklich Souchet."

Als Barras noch Capitän war, hatte er einen Freund, einen Waffengefährten, den Chevalier d'Aiglemont, mit dem er den indischen Feldzug durchgemacht.

Zehn Jahre lang hatten Beide dieselbe Lebensweise geführt, und liebten sich wie zwei Brüder.

Die Revolution löste dieses Freundschaftsband.

Seit jener Zeit hatte Barras unaufhörlich nach seinem Freunde geforscht; mehr als einmal hatte er die Gefängnisse besucht und durchstöbert, hatte die Verhaftungsprotokolle in der Conciergerie durchgesehen, hatte den Namen des Chevalier in den Listen der Verurtheilten gesucht — Alles vergebens!

Die Schreckenszeit war vorüber. Barras hielt sich also überzeugt, daß der Chevalier seinen Kopf gerettet habe.

Das Individuum im schwarzen Kleide und dem gelben Gilet, der Mann mit den grauen Haaren, den Barras mit dem Namen Souchet angesprochen und der sich einen armen Diener nannte, war niemand anders, als der Kammerdiener dieses Chevalier d'Aiglemont.

Barras erfaßte ihn am Arme.

„Du wirst mir sagen, was aus Deinem Herrn geworden."

„Todt, Herr Graf."

„Todt!" wiederholte Barras. „Oh, doch nicht in Paris gestorben? Er fiel gewiß bei der Armee Condé's?"

„Sie irren sich, Herr Graf, er ist in Paris gestorben."

„In Paris?"

„Ja."

„Aber welchen Todes?"

„Des gewöhnlichen, allgemeinen Todes, Herr Graf, er wurde guillotinirt."

„Ah, das ist nicht möglich."

„Und doch ist es so. Ein Mitglied der Commune hat seine Haut gerben lassen."

„Schauerlich!"

„Um sich daraus ein Gilet machen zu lassen," sagte Souchet.

„Dieses Gilet," fuhr der alte Diener fort

„habe ich gekauft, nachdem die Reihe des Guillotinirens endlich auch an dieses Mitglied der Bergpartei gekommen war. Sehen Sie her, hier ist es."

Bei diesen Worten zeigte Souchet auf sein gelbes Gilet; es war dies wirklich aus der gegerbten Haut des Chevalier d'Aiglemont gemacht.

VI.

Machefer und Cadenet, welche seit einer Viertelstunde nicht von ihres Gastes Seite gewichen waren, sahen einander bedeutsam an.

Barras fühlte ein nervöses Zittern in den Gliedern, er wollte etwas sagen, hatte aber nicht Zeit, ein Wort der Entrüstung, des Mitleids oder des Schmerzes vorzubringen, der ihn beim Anblick der Haut seines unglücklichen Freundes ergriff, denn das Zeichen zur Eröffnung des Balles wurde gegeben, vom Orchester herab ertönte die Musik, rauschend, magisch, man möchte sagen, von fieberhafter, rasender Lust, wenn man bedenkt, daß Leute dennoch tanzten, die den Tod im Herzen trugen.

Eine Dame erhob sich von ihrem Sitze und ging gerade auf Barras zu.

„Mein lieber Paul," sagte sie, „werden Sie ·en Abend mit mir tanzen?"

Barras erbleichte, als er in dieser Dame die hübsche untröstliche, kinderlose Wittwe Madame de Valensolles erkannte.

Ungeachtet des geheimen Schreckens, welcher ihn überkam, trotz der peinlichen Angst, welche seine Seele erfüllte, nahm der Directeur doch die dargebotene Rechte und ließ sich in Mitte des Saales führen.

„Graf!" rief ihm Machefer zu, „ich werde Dein vis-à-vis machen. Du hast doch nichts dagegen einzuwenden?"

Und Machefer forderte seine Schwester zum Contretanz auf, jenes hübsche trauernde Mädchen, um dessen Lippen das Lächeln des Wahnsinns spielte.

Barras verlor nun vollends die Besinnung.

Eine Zeit lang glaubte er sich in eine andere Epoche versetzt, er fühlte sich um zehn Jahre jünger, er bildete sich ein, die Revolution, die Schreckenszeit, der neunte Thermidor und das Directorium, all' das sei nur ein Traum gewesen.

Barras tanzte mit der Marquise de Valensolles, dem Baron de Machefer gegenüber, in Mitte der Repräsentanten des alten französischen Adels, und glaubte sich einen Augenblick in Versailles oder in Trianon bei einem Feste der Marie Antoinette, der schönsten der Königinnen und der Königin der Schönen.

Während des Contretanzes hörte er geistreiche Gespräche, munteres Lachen schlug an sein Ohr, die feinsten Wohlgerüche kitzelten seine Geruchsn-

ven, er, der sinnliche, der raffinirte Lebemann, bemühte sich umsonst, seine aristokratische Abstammung zu vergessen.

Nach dem Contretanz stimmte das Orchester die Povane an, einen alten spanischen Tanz, sodann einen Menuet, den Triumph der Habitués von Versailles; endlich einen Walzer, einen deutschen Walzer mit all' seinem Ungestüm, mit all' seinen verführerischen Momenten — einen Walzer, den vielleicht Lulli in Musik gesetzt, und der den Directeur an seine sorgenlose Jugend erinnerte, an eine Zeit, wo er noch in der königlichen Garde diente.

Bei jedem dieser Tänze hatte Barras auch die Tänzerin gewechselt.

Seit einer Stunde lebte er in einer Welt der Träume.

Er hatte das Gedächtniß verloren, er wußte nicht, wo er war, betäubt, geblendet, in fieberhafter Aufregung tanzte er mit den schönsten Frauen, nahm mit aller Selbstzufriedenheit die artigsten Complimente über seine elegante Erscheinung, über sein galantes Benehmen hin, und berauschte sich an dem Weihrauch, der ihm gestreut wurde.

Barras war nicht mehr Staatsmann, nicht mehr Chef des Directoriums, er hatte vergessen, daß er die Geschicke Frankreichs in seinen Händen hielt.

Er war wieder Garde du Corps und Edelmann geworden, er hatte sich um zwanzig Jahre verjüngt, und fühlte sich heimisch in diesem aristokratischen eise, der an wahrer Eleganz, an feinem Ton und

an Schönheit der Frauen nichts zu wünschen übrig ließ.

Wie aber jeder Traum, so mußte auch dieser in Wirklichkeit zerrinnen.

Das Orchester verstummte, der Ball war zu Ende. Und — sonderbar! die Lichter erloschen alle mit einem Male wie durch einen Zauber.

Barras befand sich plötzlich in finsterer Nacht.

Ein wirrer Lärm machte sich um ihn herum hörbar, ein Geräusch, wie das Flüstern vieler Stimmen, das Rauschen von Kleidern, das Dahingleiten von zarten Füßen über den parketirten Boden.

Dann — nichts — Todtenstille!

Eine Hand erfaßte Barras' Rechte. Eine Männerhand, weich zwar, aber kräftig.

Gleichzeitig lispelte ihm eine Stimme zu:

„Komm, Graf! komm!"

Und Barras wurde fortgeführt; er fühlte, daß zwei Männer ihm zur Seite gingen.

Den Einen — denjenigen, welcher ihn an der Hand gefaßt und ihm gesagt hatte: „Komm!" erkannte er gleich, es war der Baron de Machefer, sein Täufling. Der Andere schien ihm Cadenet zu sein.

Cadenet und Machefer führten den Directeur in entgegengesetzter Richtung durch den Saal, das heißt, sie kehrten der Thür, durch welche sie eingetreten waren, den Rücken.

Vor einer Thür hielten sie an. Cadenet klopfte dreimal an.

Die Thür öffnete sich.

Ein heller Schein blendete Barras' Auge.

Er stand auf der Schwelle eines zweiten Saales, ebenfalls rund wie der erste, aber viel kleiner als jener.

Die Wände dieses Saales waren auch roth bemalt.

Im Hintergrund fiel von der Decke herab ein Vorhang, der bis an den Fußboden reichte und etwas zu verbergen schien.

Barras besah sich diesen Vorhang und verspürte ein leises Frösteln.

Was mochte wohl dahinter verborgen sein?

Zwölf Personen saßen auf Bänken, welche an der Mauer in Hufeisenform aufgestellt waren.

Diese zwölf Personen trugen Masken und waren in lange rothe Togen gehüllt, die sehr an die der früheren Parlamentsräthe erinnerten.

Schweigsam und regungslos saßen sie da.

Man hätte glauben mögen, es seien die Senatoren des alten Roms, welche auf ihren curulischen Stühlen die Barbarenhorden des Brennus erwarteten.

Cadenet und Machefer führten Barras in die Mitte des Saales.

Dann geleitete ihn Ersterer zu einem Stuhle, der absichtlich für ihn hingestellt war.

Machefer schloß die Thür, durch welche sie gekommen waren.

Barras war von kräftigem Organismus, und ließ sich nicht leicht durch eine Lage, so schrecklich sie auch dem Anscheine nach sein mochte, einschüchtern.

Der Edelmann wurde wieder Conventsmitglied und das Conventsmitglied erinnerte sich jetzt, daß er Chef des Directoriums sei, das heißt erster Beamter der französischen Republik, und anstatt sich zu setzen, blieb er stehen und sah mit aller Ruhe auf diese geheimnißvolle Versammlung.

„Meine Herren!" redete er sie an, „wollen Sie gefälligst diesen Scherz möglichst abkürzen."

Die zwölf Männer blieben unbeweglich.

Cadenet ergriff für sie das Wort.

„Mein lieber Directeur," sagte er, „wir denken gar nicht an einen Scherz, und die Männer, die Sie da sehen, sitzen zu Gericht."

„Oberster Gerichtshof, ohne Zweifel?" spöttelte Barras.

„Ganz richtig."

„Ueber die Gesetze erhaben?"

„Ueber jene der Republik, — ja! über jene des Rechtes und der Billigkeit — nein!" versetzte Machefer.

„Und dieser Gerichtshof soll mich richten?"

„Ja!"

„Mich schuldig erklären?"

„Oder Dich freisprechen" — sagte Machefer — „das wird von Dir abhängen."

„Lieber Baron!“ entgegnete Barras ganz unumwunden, „ich wäre Dir sehr verbunden, wenn Du all' diese hochtrabenden Phrasen für Dich behieltest . . .“

Machefer zuckte mit den Achseln und antwortete gar nichts.

Barras fuhr fort:

„Ich bin in eine Falle gegangen — ich bin in Eurer Macht. — Wenn Ihr mich umbringen müßt, so habt doch wenigstens die Rücksicht, mich mit Euren Vorbereitungen nicht zu langweilen.“

„Wir morden nicht, wir halten Gericht,“ sagte Cadenet.

„Und Ihr verurtheilt?“

„Zuweilen.“

Barras stampfte vor Ungeduld mit dem Fuße.

„Nun, meine Herren,“ rief er aus, „so sputen Sie sich doch . . . meine Geduld ist wahrlich zu Ende.“

„Setze Dich — und höre!“ sagte Machefer.

Und indem er seine beiden Hände auf Barras' Schultern legte, drückte er ihn auf den Stuhl nieder.

Einer der zwölf Richter erhob sich und sagte:

„Citoyen Barras, Ihr waret Garde du Corps gewesen?“

„Ja.“

„Dann später Capitän in der indischen Armee?“

„Ja.“

„Endlich Deputirter in der Nationalversammlung?"

„Das wissen Sie so gut wie ich."

„Auch im Convent saßet Ihr?" fuhr der Richter fort.

„Allerdings," erwiderte Barras.

„Und Ihr habt für den Tod des Königs gestimmt?"

„Ich habe der Stimme meines Gewissens gefolgt," entgegnete Barras in aller Ruhe.

„Nun steht Ihr an der Spitze des Directoriums; noch vor wenigen Stunden waret Ihr die erste Person in Frankreich."

Barras schwieg.

„Citoyen Barras!" fuhr der Richter fort, „als abtrünniger Edelmann, sowie als königmörderisches Mitglied des Convents habt Ihr den Tod verdient."

„Meine Herren!" erwiderte Barras mit verächtlicher Miene, „ich kann Sie auf meine Ehre versichern, daß ich am allerliebsten sogleich die Bekanntschaft Ihrer Dolche machen möchte, denn, aufrichtig gestanden, diese hohlen Phrasen, diese pomphafte Scheinjustiz ekelt mich schon im hohen Grade an."

Der Richter fuhr fort:

„Indessen gäbe es ein Mittel, diese Schuld zu sühnen."

„Wirklich!" versetzte Barras in spöttischem Tone.

„Wollen Sie Frankreich dem Könige zurückgeben?"

„Meine Herren," entgegnete Barras ganz kalt,

„wollen Sie etwa mit mir einen Handel abschließen — es scheint mir beinahe so.“

„Vielleicht.“

„Nun?“ fragte der Directeur ganz ironisch.

„Der König Ludwig XVIII. würde den Grafen Barras zum Pair von Frankreich und zum General-Lieutenant machen.“

„Gut! — was weiter?“

„Er würde ihm aus seiner Privatkasse eine Rente von dreimalhunderttausend Francs sichern.“

„Ein ganz hübsches Anerbieten,“ sagte Barras lächelnd.

„Und er würde ihm den Herzogstitel verleihen.“

„Ganz gut! — Aber nun — um alle diese Gunstbezeigungen zu verdienen, was müßte ich gegenleisten?“

„Frankreich dem Könige wiedergeben.“

Barras schwieg einen Augenblick. Dieses Schweigen erfüllte die Herzen Aller mit freudiger Hoffnung. Diese währte aber nicht lange, denn der Chef des Directoriums ergriff nun das Wort:

„Meine Herren!“ redete er die Versammlung an. „Ich bin meinen alten Freunden zu vielem Dank verpflichtet, daß sie an mich gedacht; aber zu viel größerem bin ich es meinem Gewissen, daß es mich in einem so wichtigen Momente nicht verläßt.“

Diese Worte schienen einiges Mißfallen zu erregen.

Barras fuhr fort:

„Sie haben sehr wohl daran gethan, meine

Herren, mich zu erinnern, daß ich Edelmann gewesen. Ein wahrer Edelmann wird niemals sein Wort brechen. Ich habe der Republik Treue zugeschworen; Frankreich hat die Macht in meine Hände gelegt, nachdem es dieselbe blutbefleckten Händen entwunden; ich werde weder an der Republik, noch an Frankreich Verräther werden."

Eine heftige Aufregung gab sich in der Versammlung kund.

Barras schien das nicht zu beachten und fuhr mit erhobener Stimme fort:

„Frankreich hat aufgehört eine Monarchie zu sein, Frankreich ist Republik geworden. Ihm — nicht mir, der ich nur sein Mandatar bin, steht es zu, zu entscheiden, ob es angemessen sei, die Ordnung der Dinge zu ändern. Man hat mich verrätherischerweise aus meinem Hause entführt, man hat mich hiehergebracht und alle Verführungskünste angewendet, bevor man zu Drohungen geschritten; ich bin unzugänglich für die einen, die andern verachte ich. Noch einmal, zieht Eure Dolche und stoßt mich nieder!"

„Du weigerst Dich also?" sagte Cadenet.

„Ja, und tausendmal ja"

„Nimm Dich in Acht!" sagte Machefer.

„Sei Du lieber auf Deiner Hut, unseliger Verschwörer," entgegnete Barras.

Der Richter nahm wieder das Wort.

„Citoyen Directeur!" redete er Barras an, „be-

denkt, daß Ihr selbst Euer Todesurtheil aussprecht."

„Meine Herren," versetzte Barras ganz kalt, „ich habe dem Könige gedient wie Sie — ich habe ihm aber gedient, so lange es meine Pflicht war. Bei der Erstürmung von Madras habe ich meinen Waffengefährten gezeigt, daß ich vor dem Tode nicht zurückschrecke. — Lassen Sie also diese Drohungen, sie sind nur beleidigend für mich!"

Machefer und Cadenet senkten das Haupt.

„Wir dienen nicht mehr unter einer und derselben Fahne," fuhr Barras fort, „die Ihrige trägt — wenigstens für den Augenblick — die Aufschrift Rebellion."

„Elender!" ließen sich mehrere Stimmen vernehmen.

„Ich schaare mich um die Fahne," sagte Barras weiter, „die sich Frankreich gegeben."

Und die Arme über die Brust gekreuzt, schien er den Tod zu erwarten.

Nun erhob sich der Präsident des geheimnißvollen Tribunals und sagte zu den Beisitzern:

„Meine Herren, welche Strafe verdient der Citoyen Barras — sprecht nach bestem Wissen und Gewissen."

„Den Tod," antworteten die Elf einer nach dem andern.

Cadenet und Machefer schwiegen.

Barras zuckte mit den Achseln und ein höhnisches Lächeln flog über seine Lippen.

Der Präsident gab ein Zeichen und der Vorhang im Hintergrunde des Saales ging in die Höhe.

So kühn Barras auch war, so schreckte er doch zurück vor dem schauerlichen Anblick, der sich seinen Augen darbot.

Im Fond des Saales, der bisher durch den Vorhang seinen Blicken entzogen war, stand auf einem fünf bis sechs Fuß hohen Gerüst eine düstere, schauerliche Maschine.

Eine Guillotine.

Eine Guillotine, mit ihrer Plateform, mit ihrem Fallbrett, mit ihrem dreieckigen Beile, dem im Scheine der Lichter im Saale unheimliche Blitze entfuhren.

Auf der Plateform stand ein Mann, vermummt wie die Richter, aber in Hemdärmeln und mit entblößten Armen.

Es war der Henker.

„Citoyen Barras," sagte nun der Präsident, dem die Erregtheit des Directeurs nicht entgangen war, „zum letzten Male — überlegen Sie wohl!"

Barras aber richtete sich hoch empor, ein stolzes Lächeln zuckte um seine Mundwinkel, stolz warf er sich in die Brust und sprach:

„Meine Herren, ich hatte Ihnen eben gesagt, daß Sie wohl daran gethan haben, mich zu erinnern, ich sei ein Edelmann gewesen."

Cadenet und Machefer, welche einen solchen Ausgang wohl nicht vorhergesehen haben mochten, sahen sich erstaunt an.

VII.

Der Präsident nahm wieder das Wort:

„Herr Graf,“ sagte er, zu Barras gewendet, „wenn Sie als guter Christ sterben wollen, so bereiten Sie sich zum Tode vor. Wir haben unter uns einen Priester, der Ihnen die Absolution ertheilen kann.“

Während der Präsident noch sprach, erhob sich einer der Beisitzenden und ging ruhig und gelassen auf Barras zu.

Aber in diesem Augenblicke öffnete sich die Saalthür und eine Frau trat ein.

Beim Anblick dieser Frau fühlte Barras all' seine Kraft schwinden. Er wischte sich den kalten Schweiß von der heißen Stirn.

Die Dame, welche eben eingetreten, war jene unglückliche und hübsche Marquise de Valensolles, Frau ohne Mann, Mutter ohne Kinder, welche Barras in seiner Jugend geliebt hatte und welche er hätte heirathen sollen.

Sie war bleich und sah sehr betrübt aus, aber

aus ihren Augen leuchtete ein unwiderruflicher Entschluß.

„Haltet ein!“ rief sie aus.

Und sie warf einen herrischen Blick auf die versammelten Richter.

„Nicht an uns, die wir die Opfer, nicht an uns, die wir die Verfolgten sind, ist es, erbarmungsloser zu sein, als der Henker selbst.“

Bei diesen Worten stellte sie sich vor Barras, als wollte sie ihn mit ihrer eigenen Person schützen.

„So lange ich lebe,“ sagte sie, „werdet Ihr dem Leben dieses Mannes nichts anhaben.“

„Madame,“ entgegnete der Präsident, „wenn wir diesen Menschen begnadigen, schickt er uns Alle auf's Schaffot.“

„Mein Kopf sitzt schon jetzt nicht mehr fest auf meinen Schultern,“ sagte Machefer.

„Und der meinige wackelt schon gewaltig,“ meinte Cadenet.

Nach der Marquise war noch Jemand in den Saal getreten.

Es war der kleine Alte in dem Gilet aus Menschenhaut.

„Herr Graf,“ sagte er, „der Chevalier d'Aiglemont, Ihr Freund, hat mir, bevor er das Schaffot bestieg, einen Auftrag an Sie gegeben.“

Barras hörte ruhig weiter.

„Er wollte,“ fuhr Souchet fort, „daß ich Alles aufböte, um bis zu Ihnen zu gelangen, und Sie

in seinem Namen bäte und beschwöre, wieder ein treuer Diener des Königs zu werden."

Barras zuckte mit den Achseln.

Der Präsident fuhr, zu Marquise de Valensolles gewendet, fort:

„Madame! Der Citoyen Barras ist verurtheilt..."

„Aber er wird nicht sterben," entgegnete die Marquise.

„Er hat unsere Anträge zurückgewiesen," entgegnete Cadenet.

„Wenn wir ihn am Leben lassen, sind wir des Todes," fügte Machefer bei.

„Meine Herren!" nahm jetzt Barras das Wort, „Sie haben mich verurtheilt, und Sie haben Recht gethan."

„Ah! Du selbst bist dieser Ansicht?" sagte Machefer.

„Denn," fuhr Barras fort, „wenn Sie mich aus diesem Saale treten ließen . . ."

„Nun?" fragte Machefer.

„So würde Barras über die Schwelle dieses Saales hinaus wieder der erste Beamte der Republik sein."

„Und er würde uns festnehmen lassen; nicht wahr?

„Festnehmen und aburtheilen."

Hierauf wendete sich Barras zu der Marquise und sagte:

„Sie sehen, Madame, daß diese Herren ganz klug daran thun, mich zu verurtheilen."

„O!" rief die Marquise de Valensolles aus, und fiel auf die Knie und rang die Hände.

Todesstille herrschte im Saale.

Da richtete sich die Marquise plötzlich in die Höhe und rief in verzweiflungsvollem Tone aus.

„Nein, nein! Ihr werdet diesen Menschen nicht hinrichten, Ihr werdet diese Räume nicht mit Blut besudeln! Nein. Ihr werdet mich nicht zurückweisen, wenn ich um Gnade für ihn bitte!"

„Würde er Gnade an uns üben?"

„Nein!" versetzte Barras mit erhobener Stimme.

„Er sterbe also!" sagte Cadenet.

„Nein!" schrie die Marquise in höchster Verzweiflung und klammerte sich an Barras an, „Ihr werdet diesen Mann nicht auf's Schaffot bringen — ich, das schwache Weib, welches die Schreckenszeit zur Wittwe gemacht, ich, die kinderlose Mutter, beschwöre Euch im Namen des königlichen Märtyrers, legt nicht Hand an das Leben des Mannes, den ich in Schutz nehme."

Die Stimme der Marquise zitterte vor Angst und Schmerz, sie hatte die Erinnerung an den königlichen Märtyrer wachgerufen und in seinem Namen um Gnade für Barras gebeten — der Gerichtshof schien milder gestimmt.

„Madame!" sagte Machefer, „bedenken Sie wohl, was Sie verlangen — Sie verlangen von uns unsere eigenen Köpfe."

„Oh! für diese stehe ich ein,“ erwiderte die Marquise.

„Dieser Mensch ist wie ein wildes Thier,“ sagte der Präsident halblaut vor sich hin, „er würde ganz Paris durchwühlen lassen, um uns aufzufinden...“

„Ihr könnt entfliehen,“ wendete die Marquise dagegen ein.

„Er wird unerbittlich sein,“ sagte Cadenet.

„Mein Gott! mein Gott!“ rief die Marquise in tödtlichster Angst aus, „und doch will ich nicht, daß er sterbe!“

Und sie wendete den Blick gegen die Thür, als ob ihr durch dieselbe eine Hilfe vom Himmel kommen sollte.

Und sie kam.

Nicht etwa in Gestalt eines Engels, aber in jener eines Mädchens.

Und dieses Mädchen war Marion.

Bei ihrem Erscheinen lagerte sich eine Wolke auf Cadenet's Stirn.

Marion ging gerade auf ihn zu.

Sie legte ihre Hand auf seine Schulter und sagte:

„Ich habe Euch bisher seinetwegen treu gedient, aber von heute an höre ich auf, Eure Sclavin zu sein, wenn Ihr diesem Mann nicht das Leben schenkt“ — und sie zeigte auf Barras.

„Diesem Manne,“ fuhr sie fort, „den ich, um Euch zu gehorchen, in eine schändliche Falle gelockt habe.“

Einige der Richter murrten gegen diese Anschuldigung.

Aber Cadenet, den Marion's plötzliches Erscheinen aus aller Fassung gebracht, gebot ihnen Schweigen und der gebieterische Ton, in welchem er die Versammlung zur Ruhe ermahnte, bewies zur Genüge, daß er hier zu befehlen hatte.

„Citoyen Barras," sagte er, „diejenigen meiner Freunde und ich, die wir gewagt, vor Euch die Larven abzunehmen, wir setzen allerdings unsere Köpfe auf's Spiel, aber dennoch geben wir den Bitten dieser beiden Frauen Gehör. — Ihr sollt nicht sterben."

Barras verrieth nicht die mindeste Bewegung.

„Ihr seid frei! — Ihr könnt gehen! — Was uns betrifft, rette sich, wer kann."

Und Cadenet ließ einen Blick über die versammelten Richter schweifen, der sagen wollte: „Geht! Ihr seid Eures Amtes, Ihr seid Eures Gelübdes entbunden."

Aber Barras trat einen Schritt zurück, sah Cadenet festen Blickes an und sagte:

„Meine Herren! Der Citoyen Barras, durch Euch verurtheilt und bereit, dieses Urtheil über sich ergehen zu lassen, konnte sich nicht in Unterhandlungen einlassen. Er konnte Euch nicht, ohne seine Ehre zu schänden, Stillschweigen und Straflosigkeit zusichern als Austausch für sein Leben."

Cadenet, Machefer und die Richter sahen einander verwundert an. Barras fuhr fort:

„Ihr schenket mir das Leben und die Freiheit ohne jedwede Bedingung; hört mich nun an."

„Sprecht!" sagte Machefer.

„Von Eurem Standpunkte aus seid Ihr ehrenhafte Männer, treue, ergebene Diener des Königs. Aber von meinem aus Verschwörer, die sich den Umsturz der Republik zur höchsten Aufgabe gestellt."

„Und dieser Umsturz soll uns noch mit Gottes Hilfe gelingen," sagte Machefer.

„Schweige'" rief ihm Barras zu, „und höre mich bis an's Ende. — Wenn Ihr mir das Leben werdet geschenkt, wenn Ihr mir die Freiheit werdet gegeben haben, bin ich wieder der erste Beamte der Republik und meine Pflicht wird es sein, über ihre Sicherheit zu wachen, den Verschwörern nachzuspüren."

„Dn wirst thun, was Du für Deine Pflicht hältst," sagte Machefer.

„Aber," fuhr Barras fort, „ich bin — wie Ihr mich eben daran erinnert habt — Edelmann und werde Euren Edelmuth nicht mißbrauchen. Niemand soll wissen, daß ich unter Euch dem Tode so nahe gewesen bin, und ich werde Eure Namen, Eure Gesichtszüge vergessen haben."

Die Richter sahen einander mit zweifelnder Miene an, aber Machefer rief ihnen zu:

„Ihr könnt unbedingt seinen Worten glauben."

„Und nun," schloß Barras seine Ansprache, „verbindet mir die Augen und bringt mich in einen Wagen, der mich nach Gros-Bois führt."

„Das ist nicht nöthig," sagte Cadenet. „Man wird Euch die Augen nicht verbinden, Citoyen Directeur! Wir glauben Euren Worten."

Barras verneigte sich.

Dann wendete er sich gegen Madame Valensolles und gegen Marion und sagte:

„Ich verdanke jeder von Ihnen das Leben eines Menschen. Es dürfte sich ereignen, daß ich seinerzeit in der Lage sein werde, diese Schuld an Sie abzutragen."

Die Marquise und Marion erwiderten hierauf kein Wort.

Noch einmal redete er die Räthe an:

„Meine Herren! Ich weiß, daß es unter Euch Leute giebt, die conspirirt haben, die in contumaciam verurtheilt worden sind, und welche, wenn sie in die Hände der Gerechtigkeit fielen, auf's Schaffot gebracht würden. Wenn aber die Republik nicht immer Gnade üben kann, so kann sie doch zuweilen durch die Finger sehen. Ich werde für Alle, welche den französischen Boden verlassen wollen, Pässe in Bereitschaft halten."

Niemand antwortete.

— — — — — — — — — —

Kurz darauf verließ Barras mit verbundenen Augen den Saal des Balles der Schlachtopfer, und nahm die Binde erst von den Augen, als er an der Barrière de Charenton anlangte.

Eine Stunde später kam er in Gros-Bois an.

Der Tag graute zwar schon, das Fest war aber noch nicht zu Ende.

Das Verschwinden des Herrn vom Hause war allerdings ein wenig aufgefallen, aber der Name „Marion" ging von Mund zu Munde, und die Frauen fanden sich endlich damit ab, auf Marion eifersüchtig zu werden, — die Herren, den Citoyen Barras zu beneiden ob seines Glückssternes, der ihm in dem hübschen Blumenmädchen aufgegangen.

Nur eine Person schien unruhig und besorgt, sie hütete sich aber wohl, den geheimen Grund ihrer Besorgniß gegen irgend Jemanden laut werden zu lassen.

Und eben diese Person war es, welcher Barras, als er in den Garten von Gros-Bois trat, in einer düstern Allee begegnete.

„Paul!" rief sie aus und lief auf ihn zu.

Barras erschrak und beschleunigte seine Schritte.

„Ah, Sie sind es, Lange!" sagte er.

„Ja wohl, ich," entgegnete die junge Frau, „ich, die ich Sie schon seit gestern Abend überall suche."

Und sie nahm Barras bei der Hand und führte ihn in das Bereich des Scheines einer venetianischen Laterne, welche von einem der Bäume herunterhing.

Barras warf sich, wie man zu sagen pflegt, in die Brust, und in einem Tone, der die Mitte hielt zwischen Scherz und Ernst, sagte er:

„Sie wissen, meine Theuerste, daß wir nur noch gute alte Bekannte sein wollen."

„Nun?"

„Daß wir uns seit jenem bewußten Tage gegenseitig die vollste Freiheit zugestanden haben."

„Und was dann weiter?" sagte die reizende Mademoiselle Lange vom Theater der Republik.

„Daher, meine Angebetete!" versetzte Barras, „glaubte ich im vollen Rechte zu sein, von meiner Freiheit den beliebigen Gebrauch zu machen."

„Ah!"

„Und während man hier tanzte . . ."

„Gingen Sie sich anderweitig unterhalten, nicht wahr?"

„Ganz richtig!"

„Sie haben Marion, das hübsche Blumenmädchen, entführt . . ."

„Möglich! — Aber sagen Sie selbst, ist das nicht ein allerliebstes Kind, beinahe so reizend wie Sie selbst?"

Und der galante Directeur nahm Modemoiselle Lange um den Leib und raubte ihr einen Kuß.

Die junge Dame entwand sich aber seiner Umarmung und sagte ernst, beinahe traurig:

„Mein armer Paul, Ihre Kleider sind etwas derangirt, Ihre Haare zerzaust, und Sie sind blaß wie ein Gespenst."

„Wirklich?" sagte Barras.

„Ich werde nicht in Abrede stellen, daß Sie Gros-Bois mit Marion verlassen haben, aber . . ."

Mademoiselle Lange sah bei diesen Worten Barras bedeutsam an, dieser schlug den Blick zu Boden.

Sie fuhr fort:

„Aber nicht Sie waren es, der Marion entführt hat.“

„Ei! das wäre doch sonderbar.“

„Marion hat Sie entführt . . .“

„Was Sie da sagen! Das wird ja immer interessanter!“ versetzte Barras und versuchte zu lachen.

Mademoiselle Lange legte ihre weiße Hand auf des Directeurs Schulter.

„Ich weiß so gar Manches,“ sagte sie.

„Und was wissen Sie?“

„Gestern Morgens haben Sie ein Billet erhalten.“

„Ja.“

„In diesem Billete war zu lesen, daß Sie Gefahr liefen, ermordet zu werden.“

„Ganz richtig.“

„Ich habe dieses Billet geschrieben.“

„Sie?“

„Ja ich, und in dieser Nacht waren Sie sicherlich von einer Gefahr bedroht.“

Barras schwieg.

„Ich frage Sie nicht,“ fuhr Mademoiselle Lange fort, „auf welche Art Sie der Gefahr entronnen sind — das kümmert mich jetzt wenig, da ich Sie

vor mir sehe. Aber seien Sie klug — seien Sie vorsichtig — Gott befohlen!"

„Wie!" sagte Barras, „Sie wollen mich verlassen?"

„Ja, mein theurer Freund — ich muß nach Hause, es ist schon fünf Uhr, um Mittag habe ich Probe, und heute Abend spiele ich. Also Adieu!... oder nein, geben Sie mir Ihren Arm. Wir wollen die Allee hinabgehen, die zum Gitter führt, und Sie werden mich zu meinem Wagen begleiten."

Barras gehorchte.

Ein paar Minuten später öffnete er selbst den Wagenschlag und half Mademoiselle Lange einsteigen.

Im Fond des Wagens saß eine dicke Frau in jenem Alter, welches die Franzosen so treffend mit: „entre deux âges" bezeichnen.

„Ah, Jeannette ist mit Ihnen!" sagte Barras zum Wagenfenster hinein, nachdem er den Schlag wieder zugemacht.

„Ich verlasse meine Herrin niemals," entgegnete die Kammerfrau.

„Niemals?" wiederholte Barras spöttisch.

„Wenigstens so wenig als möglich."

„Und," sagte Mademoiselle Lange lächelnd, „meine Courmacher nahen sich mir immer mit aller Ehrfurcht."

„Was Courmacher, was Liebe!" versetzte Jeannette, „mit der Liebe kauft man weder eine Rente, noch Silberzeug, noch Schlösser."

„Bravo, Jeannette!“ sagte Barras lächelnd, „es geht doch nichts über eine praktische Anschauung — Adieu! meine Angebetete!“

Barras winkte noch einmal mit der Hand einen Gruß zu und gab den Postillons das Zeichen zur Abfahrt. Ein Peitschenknall, und die vier Pferde flogen die Heerstraße entlang.

„Madame, Madame!“ sagte jetzt Jeannette in seltener Aufregung, „wenn Sie wüßten . . .“

„Nun, was ist geschehen?“ fragte Mademoiselle Lange.

„Er ist hieher gekommen.“

„Wer?“

„Monsieur Machefer.“

„Das weiß ich,“ versetzte Mademoiselle ganz kalt.

„Ah, Sie haben ihn also gesehen?“

„Ja.“

„Haben Sie ihn gesprochen?“

„Nein.“

Jeannette athmete auf.

„Gottlob!“ sagte sie.

„Nun, und wenn ich ihn gesprochen hätte, wenn er absichtlich meinetwegen nach Gros-Bois gekommen wäre?“

„Ah, Madame!“

„Ist er nicht mein Freund?“

„Freund — ohne einen Heller — geächtet — von der Polizei verfolgt . . .“

Mademoiselle Lange zuckte mit den Achseln.

„Madame,“ fuhr Jeannette fort, „Sie werden

sehen, eines schönen Morgens wird die Polizei in Ihr Hôtel kommen."

„Was kümmert mich die Polizei!"

„Man wird Ihre Papiere durchsuchen."

„Ich werde sie früher verbrennen."

„Sie werden eingezogen — in den Kerker geworfen werden."

„Bah!"

„Man wird Ihr Hôtel confisciren, Ihre Wäsche, Ihre Rentenscheine — und all' das wegen dieses — dieses Vagabunden. . ."

Mademoiselle Lange unterbrach hier die sehr besorgte Kammerfrau.

„Ich verbiete Dir ein- für allemal," sagte sie in aller Strenge, „je wieder von Monsieur de Machefer zu sprechen."

„Aber, gnädige Frau — wenigstens empfangen Sie ihn nicht mehr. . ."

„Ich werde ihn empfangen, wenn er kommen wird, mich zu besuchen. . ."

Jeannette stieß einen schweren Seufzer aus, schwieg aber.

Als es eben sieben Uhr schlug, hielt der Wagen an der Barrière de Charenton, fuhr dann längs der Quais fort, über den Pont neuf gegen den Faubourg St. Germain.

In diesem Stadttheile hatte die schöne, unvergleichliche Mademoiselle Lange ein Hôtel, zwischen Hof und Garten gelegen, würdig ihrer Schönheit, ihres Reichthums und ihres Talents.

Hoppe, der Bankier, Leuthrond, der Lieferant, Simon, der reiche Wagenfabrikant, hatten fabelhafte Summen an die Einrichtung und Verschönerung dieses Hôtels gewendet.

Gold- und Silbergeschirre, Teppiche aus dem Orient, Bilder aus der alten Schule, Statuen, Kunstschätze aller Art waren im Hôtel der gefeierten Mademoiselle Lange in Hülle und Fülle zu finden.

Die junge Künstlerin trat in ihre Gemächer; tiefer Ernst lag auf der Stirn, nicht eines Blickes würdigte sie all' diese Schätze. Geraden Weges ging sie nach einem kleinen Boudoir, ihrem Lieblingsaufenthalte, mit taubengrauem Stoff behangen und mit Goldleisten verziert.

Von diesem Boudoir führten ein paar Stufen nach einer Art Terrasse, welche an eine Allee stieß.

Am Ende dieser Allee war in der Gartenmauer eine kleine Thür, welche nach der Straße ging.

Neben dieser Thür war eine Rasenbank angebracht.

Mademoiselle Lange ließ sich auskleiden, aber anstatt zu Bett zu gehen, zog sie einen weiten Schlafrock an und verabschiedete Jeannette.

Nachdem die Kammerfrau sich entfernt hatte, nahm sie vom Kamingesimse die Rolle, welche sie Abends spielen sollte.

Die Rolle in der Hand ging sie nach dem Garten in die Allee und setzte sich auf die Rasenbank neben der Thür.

VIII.

Kaum hatte Mademoiselle Lange ein paar Minuten gesessen, so klopfte man zweimal ganz leise.

Erschreckt fuhr sie zusammen — ihr Herz pochte heftig — dunkle Röthe überzog ihre Stirn.

Sie besann sich aber keinen Augenblick, stand auf und öffnete.

Wie ein Sturmwind sauste ein Mann herein.

„Schnell!“ sagte er, „man folgt mir auf dem Fuße.“

Dieser Mann war in einen Mantel gehüllt, dessen eines Ende, über die Schulter geworfen, einen Theil des Gesichts verdeckte.

Mademoiselle Lange schloß eiligst die Thüre hinter ihm ab.

Der Ankömmling warf nun seinen Mantel zurück, und die junge Frau fiel ihm um den Hals und sagte:

„Du willst also, daß ich sterbe!“

Er küßte sie mit Inbrunst auf die Stirn.

„Theures Weib!“ rief er halblaut aus, „Du bist engelsgut, Du bist mir ergeben — ich liebe Dich!“

„Ach, wenn Du mich wahrhaft liebtest, mein theurer Armand, würdest Du Dein Leben nicht alle Augenblicke in die Schanze schlagen — denn siehst Du,“ fuhr sie in höchster Aufregung fort, „ich weiß Alles. . .“

„Du weißt Alles?“

„Ja, Alles."

Ein stolzes Lächeln spielte um seine Lippen, dann setzte er sich neben sie und sah sie mit Blicken an, so zärtlich, so feurig, wie nur ein Mann schauen kann, der der Liebe eines Weibes gewiß ist.

„Nun," sagte er, „was weißt Du denn, mein holder Engel?"

„Ich weiß, daß Du in Gros=Bois warst."

„Ja wohl, ich habe Dich ja dort gesehen. . ."

„Auch ich Dich — ich war einer Ohnmacht"

„Kleine Närrin!"

„Ich hatte eine Todesangst, mein theurer Armand! — Ich fühlte, wie mir die Beine den Dienst versagten — eine Wolke lagerte sich vor meinen Augen."

„Und weshalb diese Angst, mein Engel?"

„Du hast den Verstand wohl verloren, daß Du mich so fragen kannst."

„Nein, im Gegentheil."

„Bist Du nicht geächtet?"

„Bah!"

„Zum Tode verurtheilt?"

„Und doch siehst Du, daß ich mich ganz wohl dabei befinde."

„Und wenn Du in Gros=Bois wärest verhaftet worden?"

„Ah, lächerlich! — Uebrigens war ich ja nicht allein."

„Das weiß ich wohl."

Der Mann, den Mademoiselle Lange ihren theuren

Armand genannt hatte und der niemand anderer war als Machefer, nahm der schönen Frau Kopf in beide Hände und küßte sie auf's Neue.

„Du weißt also noch gar Vieles?" sagte Machefer.

„Alles weiß ich, Alles."

„Das ist sehr viel, mein liebes Kind! — Also laß' doch weiter hören."

„Du willst es?"

„Ja freilich wohl — also rede."

„Du warst in Gros=Bois mit Cadenet und Souchet, dem Manne mit dem Gilet aus Menschen=haut."

„Richtig."

„Ihr habt Barras entführt."

„Ganz richtig."

„Was habt Ihr mit ihm gemacht? — Das hat er mir nicht sagen wollen."

„Du hast ihn also gesehen?"

„Ja — er kehrte nach Gros=Bois zurück, als ich eben nach Hause fahren wollte."

Machefer wurde nachdenkend. Er nahm die weißen zarten Hände der Mademoiselle Lange in die seinen und sagte:

„Höre mich an. — In dieser Nacht ist mir ein großer Hoffnungsstern untergegangen."

„Ah, ich errathe."

„Vielleicht," versetzte Machefer.

„O ja," sagte Mademoiselle Lange, ich errathe Deine Freunde und Du, Ihr habt geglaubt, Barr

dieser Lebemann, dieser aristokratische Jakobiner, dieser große Herr unter der rothen Mütze, aus der noch ein Kügelchen seiner Grafenkrone hervorguckt, werde sich durch das Unglück seiner Kaste, durch die Erinnerung an die Vergangenheit rühren oder gar durch die Versprechungen einer glänzenden Zukunft bestechen lassen."

„Ach!" seufzte Machefer.

„Ihr habt wohl Alle geglaubt und gehofft, daß er, verführt durch Monk's Beispiel, eines schönen Tages Frankreich seinen alten Herrn würde zurückgeben wollen — nicht wahr?"

„Ja, das haben wir."

„Nun — Ihr habt Euch gewaltig getäuscht."

„Das sehe ich jetzt wohl ein — aber was liegt daran! — auch ohne ihn werden wir zum Siege gelangen."

„Was willst Du damit sagen, Machefer?"

„Ich will sagen," entgegnete der junge Mann mit Begeisterung, „daß Barras' Weigerung der Funke ist, der den Brand der Verschwörung entzünden soll, die ganz Frankreich in Feuer und Flammen setzen wird — jenes Frankreich, welches einen Herrn sucht und erwartet — und welches seit drei Jahren nur von Knechten und Söldlingen regiert wird."

„Mein armer Armand," versetzte Mademoiselle Lange in wehmüthigem Tone, „ich bin wohl auch Deiner Ansicht. Frankreich erwartet einen Herrn, der . . ."

„Und dieser Herr,“ fiel ihr Machefer in die Rede, „ist der König Ludwig XVIII.“

„Da möchtest Du Dich wohl irren,“ meinte Mademoiselle Lange.

Machefer lachte ironisch.

„Bist Du etwa der Meinung,“ sagte er, „daß es der Citoyen Barras sei?“

Die junge Frau schüttelte den Kopf.

„Nein!“ sagte sie.

„Nun denn, wer sollte es wagen . . .“

Mademoiselle Lange erfaßte Machefer's Hand und sagte:

„Hast Du nicht eben jetzt von einer Verschwörung gesprochen?

„Ja.“

„Von wo geht sie aus?“

„Von Osten. Sie wird in der Franche Comté beginnen, wird Burgund durchziehen, sich gegen Lothringen wenden, längs den Ufern der Loire herabsteigen und von da . . .“

„Von da,“ unterbrach ihn Mademoiselle Lange, „wird sie der Insurrection im Westen die Hand reichen, in Poitou, der Vendée und der Bretagne?“

„Allerdings.“

„Diese drei Provinzen werden mit aller Energie den Kampf aufnehmen. Aber wie werdet Ihr die anderen Provinzen aufwiegeln?“ fragte die junge Frau.

Machefer nahm eine gewichtige Miene an und sagte:

„Das ist ein Geheimniß, das nicht mir gehört."

„Behalte es immerhin," sagte Mademoiselle Lange. „Aber um Himmels willen, bei unserer Liebe beschwöre ich Dich, höre mich an."

„Sprich."

„Siehst Du, mein theurer Armand, wir Frauen haben einen Blick in die Zukunft, der Euch Männern nur zu häufig fehlt. Wir lieben inniger als Ihr — wir fühlen feiner als Ihr — wir sehen da klar, wo es für Euch finstere Nacht ist."

„Was willst Du damit sagen?"

„Ich weiß nicht, ob es Euch gelingen wird, einen Theil von Frankreich aufzuwiegeln — das kümmert mich auch wenig! -- Aber an der Zeit ist es noch nicht, die Republik zu stürzen."

„Nicht sechs Monate mehr wird sie ihre Existenz fristen," sagte Machefer im Tone der innigsten Ueberzeugung.

„Du irrst Dich, Armand!"

„Sobald der Stamm morsch wird, fällt der Baum."

„Es sei denn, daß man ihn nicht stützt."

„Und wer wagte es ihn zu stützen, wer könnte ihn stützen?" fragte Machefer.

„Wer?" entgegnete die junge Frau mit einem prophetischen Ausdruck in ihren schönen Zügen.

„Ja, wer?"

„Höre mich an," fuhr Mademoiselle Lange fort. „Hast Du am Abende des dreizehnten Vendémiaire nicht

einen General bemerkt, einen jungen Mann von fünfundzwanzig Jahren, blaß, mit langen Haaren, einem düstern Ausdruck im feurigen Auge, der wie ein Triumphator die Straßen des besiegten Paris durchzog? Hast Du nicht gesehen, wie er durch die Volksmassen ritt, welche sich an den Zugängen von St. Roche angesammelt hatten und wie diese Massen, einer Heerde Sclaven gleich, scheu zurückwichen beim Herannahen dieses jungen Mannes?"

„O, schweig, schweig!" sagte Machefer in heftiger Bewegung.

„Nun!" fuhr Mademoiselle Lange fort. „Conspirirt, wiegelt die Provinzen auf, haltet die Posten an, sengt und brennt, macht, was Ihr wollt, dieser Mensch wird sich erheben und Ihr werdet zurückfallen in Euer Nichts!"

Machefer schauderte zusammen.

In diesem Augenblick pochte man an die kleine Thür.

Diesmal war es Machefer, welcher öffnen ging.

Ein Mann trat ein. Bei seinem Anblick stieß Mademoiselle Lange einen Schrei aus.

„Wieder Ihr!" sagte sie. „Ah! Ihr kommt gewiß, mir ihn zu entreißen. Ihr seid wahrhaftig sein böser Genius."

„Ich bin der Mann der Pflicht," antwortete der Ankömmling. „Fort, Machefer! sage der Dame Lebewohl, Alles ist bereit, und die Stunde der Abreise hat geschlagen."

Halb ohnmächtig fiel Mademoiselle Lange in Machefer's Arme

Der Mann, der ihr erschien wie der böse Genius Machefer's, ihres theuren geliebten Armand, war Souchet, der kleine Alte mit dem Gilet aus Menschenhaut.

Erster Theil.

Die Brandstifter.

I.

Das Land, in welches wir unsere Leser führen, ist malerisch schön, gebirgig, mit Wäldern und Weingärten bedeckt, welche sich längs der beiden Ufer der Yonne über Auxerre hinaus gegen Clamecy hinziehen.

Ein Land der Wildschützen und Jäger, hatte es sich niemals unter das Gesetz gebeugt, und sowohl im Guten wie im Bösen von jeher eine unbezwingbare Energie an den Tag gelegt.

In diesem Lande finden wir wieder nach Verlauf von drei Monaten, das heißt an einem Winterabende im Jahre 1796, einige jener Personen, deren Bekanntschaft wir bereits im Prologe zu dieser Erzählung gemacht haben.

Eines Abends im Monate December kam ein hübscher junger Mann im Jägerrock, die Flinte über die Schulter gehängt, bei eintretender Dämmerung

aus dem Walde von Fouronne und richtete seine Schritte gegen eine Köhlerhütte, welche am Saume des Waldes stand.

Zwei große Hunde von edler Race, weiß und schwarz gefleckt, folgten ihm auf dem Fuße.

Schnee lag auf den Fußwegen, ein scharfer Wind schnitt durch die Luft.

Ohne Zweifel war die Hütte bewohnt, denn eine bläuliche Rauchsäule wirbelte durch den Schornstein in die Höhe.

Bevor der Jäger an die Thür der Hütte klopfte, drehte er sich um, und sein Blick schweifte forschend umher, als suche er einen Gefährten, den er während der Jagd verloren.

Niemand war aber zu erspähen, und der Jäger legte die Hand an einen hölzernen Bolzen, welcher die Stelle der Klinke vertrat.

Die Thür ging auf; der junge Mann blieb einen Augenblick auf der Schwelle stehen und grüßte recht freundlich.

„Guten Tag, Jacomet," sagte er, „grüß' Dich Gott, Kleine!"

Der erste Gruß war an einen Mann von etwa fünfzig Jahren gerichtet, bärtig wie ein Ziegenbock, von dunkler Gesichtsfarbe, klein und gedrungen, dessen breites Genick, das in den Schultern steckte, eine herkulische Kraft verrieth.

Der zweite Gruß, von einem freundlichen Lächeln begleitet, galt einem jungen Mädchen von beiläufig fünfzehn Jahren, welches an der Seite des

schwarzen, wild aussehenden Köhlers einem Engel glich, der sich mit einem Teufel gepaart hatte.

Groß, zart und schlank, mit goldblondem Haare, blauen Augen, rosigem Munde, weißen Händen, gab dieses holde Geschöpf ungeachtet des ärmlichen, weiß und blau gestreiften Röckchens und des groben Hemdes aus ungebleichter Leinwand eine reizende Erscheinung ab.

Man mußte im Lande geboren sein und es immer wieder sagen hören, um zu glauben, daß dies wirklich Vater und Tochter waren.

Jacomet erhob sich beim Eintritt des jungen Mannes eiligst von einem Holzblocke, auf welchem er gesessen hatte.

„Gott zum Gruße, Monsieur Henri," sagte er.

„Guten Tag, Pathe!" sagte das hübsche Mädchen, machte einen Knix und hielt ihm die Stirn hin.

„Guten Tag, Myette!" erwiderte der junge Mann und drückte einen Kuß auf die hingehaltene Stirn.

Hierauf setzte er sich zum Feuer, dessen Schein die dunkeln Wände der Hütte beleuchtete.

„Ist es aber heute kalt, Jacomet!" sagte er, „ich bin ganz erstarrt."

„Das sagen Sie mir, Herr Graf," entgegnete der Köhler. „Ich habe eine dickere Haut wie Sie, und doch war ich genöthigt, meine Arbeit einzustellen . . . auch das Holz ist stein= und beinfest ge=

froren . . . Sie werden heute wohl keine gute Jagd gemacht haben."

„Ich hab' auf einen Wolf geschossen — hab' ihn aber nicht bekommen können."

„Das wundert mich, Monsieur Henri — entschuldigen Sie, Herr Graf wollte ich sagen."

„Jacomet!" versetzte der Jäger, „ich erlasse es Dir ein- für allemal, mich Herr Graf zu nennen, für Dich will ich der Monsieur Henri bleiben."

„Wie Sie befehlen," entgegnete Jacomet — „also ich wollte sagen, daß mich das sehr Wunder nimmt."

„Warum?"

„Weil Sie so gut schießen, wie kaum Einer zehn Lieues in der Runde."

Der junge Mann spielte mit den blonden Locken der hübschen Myette, welche sich neben ihn hingekauert hatte, und sagte lächelnd:

„Ich muß gestehen, daß ich auch darüber staune. Auf zwanzig Schritte geschossen, in einer Waldlichte, und doch ist das Thier entkommen. Ich könnte beinahe an Zauberei glauben. — Aber unter Anderem," fuhr der junge Mann zu dem Köhler gewendet fort: „Hast Du nicht meinen Kameraden gesehen?"

„Waren Sie mit noch Jemandem?"

„Ja, mit einem meiner Freunde aus Paris, einem Officier, der vor acht Tagen zu mir auf Besuch gekommen."

„Ja, ja, ganz richtig!" bemerkte das hübsche Mädchen, „ich habe davon gehört."

„Ei, ei! Du weißt davon?"

„Jawohl. Gestern, während Sie auf der Jagd waren, besuchte ich meine Base, und da sah ich, wie ein Bedienter eben einen roth und weißen Rock bürstete. — Nun da fragte ich denn, und da hat man mir gesagt, daß dieser Rock einem Freunde des Monsieur Henri gehöre."

„Sie haben heute mit Ihrem Freunde gejagt?" fragte der Köhler.

„Vor etwa einer Stunde haben wir uns im Walde verloren. — Unser Rendezvous ist aber hier — diesen Morgen im Vorübergehen hat er die Hütte gesehen . . . er wird den Weg hieher schon finden."

„Sind Sie diesen Morgen nicht den Gensdarmen begegnet, Monsieur Henri?"

„Nein. Ist denn die Brigade von Coulanges hier?"

„Seit drei Tagen sind sie hier und spähen den Brandstiftern nach — aber bis jetzt haben sie sich um des Kaisers Bart geplagt."

„Glaubst Du denn auch an die Brandstifter, Jacomet?"

„Aber, lieber Herr! wenn man die Flamme und den Rauch sieht, da muß man wohl an Feuer glauben. Der Pachthof von „la Fringale" hat in voriger Woche gebrannt."

„Ohne Zweifel in Folge einer Unvorsichtigkeit," entgegnete der Jäger.

„Hat es nicht vorgestern in der Mühle des alten Jacquier, des Pächters von Oseraies, gebrannt?"

„Irgend ein Hirt, der Feuer machte, um sich zu erwärmen, und ebenfalls unvorsichtig war."

Der Köhler schüttelte ungläubig den Kopf.

„Seit drei Monaten," sagte er, „nehmen die Feuersbrünste in erschreckender Weise überhand. — Mühlen, Pachthöfe, Wälder, Alles brennt! — O! das geht von keiner Bande aus — glauben Sie mir, Monsieur Henri."

„Du glaubst also wirklich?"

„Sehen Sie," fuhr Jacomet fort, „ich sehe aus wie ein Bandit, weil ich im Walde lebe und ein armer Mann bin, und flöße wohl Niemandem — Sie ausgenommen, der Sie mich kennen — großes Vertrauen ein! Nun gut! — was liegt auch daran! — Wenn man mir aber nun etwas zutrauen wollte . . . aber lassen wir das . . ."

Und der Köhler hielt plötzlich inne, wie Jemand, der sich fürchtet, ohnedies schon zu viel gesagt zu haben.

In diesem Augenblicke klopfte es an die Thür. Myette ging öffnen.

Ein zweiter Jäger trat ein, er grüßte militärisch, indem er die Hand an die Mütze legte.

Der neue Ankömmling war kein Anderer, als der Officier, des Grafen Henri Gast und Jagdgefährte.

Er mochte dreißig Jahre alt gewesen sein, war hochgewachsen, hatte ein sonngebräuntes Gesicht, schwarze Augen, einen starken Schnurrbart. Diese männliche, vielleicht etwas wilde Schönheit stach gar sonderbar gegen die blauen Augen und die blonden Haare seines Wirthes ab.

Der Graf Henri war von mittlerer Gestalt und barg hinter einem schwächlichen Aeußeren eine durch körperliche Uebungen entwickelte und gesteigerte Kraft und einen Löwenmuth, der ihn aber doch nicht hinderte, zuweilen zu lächeln wie ein junges Mädchen.

„Ich bringe Dir Nachricht von Deinem Wolf," sagte der Fremde, indem er neben seinem Freund am Feuer Platz nahm.

„Hast Du ihn erlegt?"

„Nein, er war schon todt. — Ein Pächter aus der Umgegend hat ihn davongetragen."

Der Graf runzelte die Stirn.

„Weißt Du, wie dieser Pächter heißt?"

„Eine Frau, die dürres Holz zusammentrug, und die gesehen hat, wie man den Wolf auf einen Karren geladen, sagte mir seinen Namen. Er heißt Brulé."

Bei diesem Namen fuhr Jacomet zusammen.

„Das ist der Pächter des Citoyen Solerol," sagte der Graf. „Ich kenne Brulé — es ist ein gar braver Mann; der wird keinen Anstand nehmen, mir den Wolf herauszugeben."

„Der Herr Graf scheint ein sehr großes Ver=

trauen in Brulé zu setzen," bemerkte Jacomet mit einer listigen Miene.

„Ei! er ist auch ein ehrlicher Kerl. — Die ganze Welt sagt so —"

Und Jacomet lachte sich in's Fäustchen und sagte verschmitzt lächelnd:

„Ich weiß, was ich weiß!"

Während der Köhler so sprach, betrachtete ihn der Officier mit besonderer Aufmerksamkeit.

„Ah!" sagte der Graf, „weißt Du, mein lieber Jacomet, daß Du heute sehr geheimnißvoll thust."

„Ich?"

„Du sprichst von Brandstiftern . . . Du behauptest, Brulé sei kein ehrlicher Mensch . . ."

„Ich? — das habe ich niemals gesagt."

„Aber Du glaubst an Brandstifter . . ."

„Wie an den lieben Gott, an die heilige Jungfrau und alle Heiligen."

Der Graf Henri zuckte mit den Achseln.

„Mein lieber Victor," sagte er, sich gegen den Officier wendend, „wir befinden uns in einem merkwürdigen Lande. Alle zittern und beben um die Wette. — In einem Pachthofe kommt Feuer aus — aus Unvorsichtigkeit brennen ein paar Mühlen nieder — und siehe da, man läßt es sich nicht ausreden, daß eine organisirte Bande von Brandstiftern sich im Lande umhertreibe."

Der Officier schwieg.

„Was hältst Du davon?“ drang der Graf in den Officier.

„Ich halte dafür,“ entgegnete dieser, daß Du von einem seltenen Optimismus, von einer bewundernswürdigen — vergieb mir den Ausdruck — Unwissenheit befallen bist.“

„Wie? Was?“

„Ei, mein Lieber, Du weißt also nicht, daß das ganze Departement so zu sagen in Feuer und Flammen steht?“

„Auf Ehre, nein. Zeitungen lese ich nicht, und meine ganze Zeit bringe ich auf der Jagd zu.“

Der Officier schwieg.

Jacomet strich sich den Bart und nahm dabei eine Miene an wie Jemand, der vor Ungeduld brennt, gefragt zu werden.

Die hübsche Myette wurde traurig und nachdenkend.

Der Graf brach zuerst das Stillschweigen.

„Es mag also Brandstifter geben,“ sagte er, „aber bis zur Stunde scheinen sie mit mir auf sehr gutem Fuß zu stehen, denn mir haben sie nichts angezündet.“

„Man muß nichts verreden, Monsieur Henri — das kann noch Alles kommen.“

„Bah!“ machte der Graf. „Die Revolution hat mich so arm gemacht, daß es bei mir nicht viel anzuzünden giebt. Und die Brandstifter — angenommen, daß deren wirklich existiren — zünden nicht

an blos um des Vergnügens willen, angezündet zu haben."

„O, das ist gewiß," versetzte Jacomet.

„Sie legen Feuer, um zu plündern; und was weiter, wenn sie mir und meiner Schwester ein paar Silberbestecke und einige Louisd'or werden genommen haben, das lohnte sich wahrlich nicht der Mühe und der Gefahr, der sie sich doch bei diesem Handwerke immer aussetzen."

„O, der Pächter von „la Fringale" war auch nicht reich, und doch haben sie ihm das Haus über dem Kopf angezündet."

Es trat eine kleine Pause ein.

Endlich nahm der Graf wieder das Wort.

„Sag' mir doch, Jacomet," redete er den Köhler an, „weißt Du den kürzesten Weg von hier nach Brulé's Pachthof?"

„O ja."

„Du mußt uns den Weg weisen. Ich will meinen Wolf haben."

„Aber, Monsieur Henri," sagte Jacomet, „bis dahin ist eine gute Lieue, und es ist sehr kalt."

„Da werden wir uns in die Finger blasen."

„Und dann bringt Sie das weit von Ihrer Wohnung ab — wenigstens zwei Lieues."

„Brulé wird uns nach Hause fahren."

„Höchst sonderbar," brummte der alte Köhler in spöttischem Tone, Sie lieben diesen guten Brulé gar zu sehr, Monsieur Henri. Freilich, das geht mich nichts an."

Noch einmal fixirte der Officier den Köhler.

Dieser schlug die Augen nieder.

„Also vorwärts,“ sagte der Graf, „nimm Deinen Ziegenpelz und zeige uns den Weg. Adieu Kleine!“

Und der junge Mann küßte Myette auf die Stirn.

Jacomet warf seinen Pelz um, nahm die Flinte von der Wand, öffnete die Thür und ging zuerst hinaus.

Der Officier folgte.

„Adieu, Pathe!“ sagte das Mädchen und schlang ihre Hände um seinen Nacken.

Dabei legte sie aber ihren Mund an sein Ohr und flüsterte ihm ganz leise zu:

„Bleiben Sie einen Augenblick, ich habe Ihnen etwas zu sagen.“

Henri konnte sich des Staunens nicht erwehren.

„Was hast Du mir denn zu sagen, liebes Kind?“

Myette wartete, bis Jacomet und der Officier sich auf zwanzig Schritte entfernt hatten, dann sagte sie:

„Monsieur Henri, ich liebe und verehre Sie, als ob Sie mein Vater wären, und ich möchte um nichts in der Welt, daß Ihnen ein Unglück begegnete.“

„Ei, was soll mir denn geschehen?“

„Mein Vater meint, Sie thäten Unrecht, nach Soulayes zu gehen.“

Henri erschrak.

„Der Chef der Brigade lauert Ihnen auf — und ganz gewiß, Sie werden doch einmal ein Unglück haben.“

„Schweig!“ sagte Henri etwas ärgerlich.

Noch einmal küßte er Myette und eilte dann fort, um seine beiden Gefährten baldmöglichst einzuholen.

Mittlerweile hatte aber der Officier Zeit gehabt, mit Jacomet einige Worte zu wechseln.

Als der Graf zu ihnen stieß, verfiel Jacomet wieder in seine alte Schweigsamkeit.

Die beiden Hunde folgten, mit der Schnauze beinahe den Boden berührend, denn es war bereits Nacht geworden, und ihr Herr hatte sie zusammengekoppelt aus Furcht, es könnte sie die Lust anwandeln, die Jagd wieder aufzunehmen.

Jacomet ging voran, und da er nichts sprach, so pfiff er ein Jagdlied vor sich hin.

Der kürzeste Weg nach Brulé's Pachthof, der sich in der Richtung gegen Fontenay, an der entgegengesetzten Seite des Waldes befand, ging durch die sogenannte Fuchsallee.

Es war so viel Schnee gefallen, daß der Fußsteig ganz verschneit war, und da die Fuchsallee an mehreren Kreuzwegen vorüberging, an welchen keine Wegweiser standen, so war Jacomet's Führerschaft nichts weniger als unnütz.

Nur der Köhler konnte sich in diesen durchschnit=

tenen und waldigen Gegenden bei Nacht und Nebel zurechtfinden.

Der Graf nahm den Arm seines Freundes, des Officiers, und nachdem sie Jacomet einen ziemlichen Vorsprung gelassen hatten, sagte er zu ihm:

„Weißt Du, weshalb ich mich so wenig um die Brandstifter kümmere?“

„Nein,“ sagte der Officier.

„Weil ich verliebt bin.“

„Das dachte ich mir wohl.“

„Wirklich?“

„Vorerst läßt Dein Aussehen darauf schließen. Deine Augen sind trübe, Deine Gesichtszüge ziehen sich in die Länge, Du bist zerstreut; und dann gehst Du bei Nacht aus.“

Der Graf schien über diese Bemerkung etwas betroffen.

„Du weißt das?“ sagte er.

„Drei Nächte hintereinander sehe ich Dich davonschleichen, die Flinte auf dem Rücken. — Wohin gehst Du? — Das weiß ich freilich nicht, aber das weiß ich, daß Du erst bei Tagesanbruch wieder nach Hause kommst.“

„Lieber Freund,“ versetzte Henri, „Du weißt, was das heißt, auf dem Lande leben. Die hübschen Frauen sind überhaupt selten, und wenn man endlich eine findet, so ist sie gewiß verheirathet. — Nach dieser Seite hin darf man sich nicht wenden.“

„Schon gut, ich verstehe . . . Ei, weißt Du, daß die kleine Köhlerin recht hübsch ist.“

„O!“ entgegnete der Graf etwas ungehalten, „hierüber keine Scherze, mein lieber Victor, Myette ist meine Pathe und die personificirte Tugend und Unschuld.“

„Sei nicht böse, wenn ich mich geirrt . . . aber was denn also?“

„Eine hübsche Pächterin,“ lispelte Henri dem Officier in's Ohr.

Hierauf folgte eine Pause.

Eine Weile gingen die beiden Freunde schweigend nebeneinander einher, endlich sagte der Officier:

„Ein Vertrauen ist des andern werth. Ich will Dich auch in mein Geheimniß einweihen.“

„Du bist gewiß auch verliebt?“

„O nein, aber höre . . . Bis jetzt hast Du geglaubt, Du beherbergest einen alten Freund, einen beurlaubten Officier, der sich bei Dir von den Mühseligkeiten seines Standes erholen will.“

„Nun, stand es nicht so in dem Brief, in welchem Du mir Deine Ankunft bekannt machtest?“

„Ja wohl, aber ich hatte doch einen andern Zweck im Auge.“

„Und — dieser wäre?“

„Das sollst Du gleich hören: Vor vierzehn Tagen schickte der Directeur Barras nach mir.“

„Bernier,“ redete er mich an, „ich weiß, Sie sind thätig, haben Muth, sind klug und von seltenem Scharfsinn. Ich will Ihnen Gelegenheit geben, Ihr Talent zu verwerthen. Ich übertrage Ihnen eine geheime Mission.“

„Einen Augenblick glaubte ich, er wolle mich nach Oesterreich oder nach Rußland schicken. Aber nein.

„Seit drei Monaten," fuhr der Directeur fort, „ist Frankreich von einer besondern Plage heimgesucht — von Feuersbrünsten. Ueberall haben sich Banden gebildet, welche die Ernten, die Pachthöfe, die Häuser in Brand stecken. Meine Polizei ist am Ende ihrer Weisheit, die Gendarmerie müht sich umsonst ab. Und doch will ich, daß diesem Unfuge bald möglichst abgeholfen werde. Ich habe beiläufig hundert intelligente thätige Officiere gewählt, Leute, die vor nichts zurückschrecken. Ich ernenne sie zu außerordentlichen Commissären in den Departements. Sie schicke ich in's Departement der Yonne. Gehen Sie, beobachten Sie genau, studiren Sie die Situation, ziehen Sie die nöthigen Erkundigungen ein, aber überstürzen Sie nichts. — Nur überliefern Sie diese Mordbrenner dem Arme der strafenden Gerechtigkeit."

„Noch am Abend desselben Tages überschickte mir Barras die geheimen Instructionen und die Vollmacht, kraft welcher alle Civil- und Militärbehörden angewiesen wurden, mir auf jedesmaliges Verlangen Assistenz zu leisten . . .

„Nun, mein Lieber, habe ich mich Dir anvertraut, und ich rechne auf Deine Verschwiegenheit. Bis zur Stunde mache ich nur meine Beobachtungen und ziehe Erkundigungen ein. Noch ist die Zeit des Handelns nicht gekommen."

Der Graf hatte seinen Freund angehört, ohne

ihn auch nur ein einziges Mal zu unterbrechen. Endlich sagte er:

„Alles wohl und gut, aber selbst auf die Gefahr hin, daß man mich für verrückt, für einen Einfaltspinsel hielte, beharre ich doch bei meiner Meinung, daß es keine organisirte Brandlegung gebe. — Ich lasse vereinzelte Fälle zu, entsprungen aus Rachsucht — denn beim Landvolke geht die erste Idee der Rache immer dahin, das Haus seines Feindes niederzubrennen; aber, wie gesagt, ich glaube nicht an organisirte Mordbrenner-Banden. Was für einen Zweck hätten sie auch dabei? . . .“

„Vorerst zu plündern; aber dann . . .“

Victor Bernier hielt plötzlich inne.

„Ich weiß nicht,“ fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „ob ich Dir Alles sagen soll. Du bist ein eingefleischter Royalist und liebst das dermalige Regime nicht . . . ich begreife das. Dein Vater ist auf dem Schaffot gestorben, und die Revolution hat ihn zu Grunde gerichtet . . .“

„Lassen wir das!“ fiel ihm der Graf in die Rede.

„Nun gut,“ fuhr der Capitän Bernier fort, „die Politik hat bei den Bränden die Hand doch im Spiele. Man will Frankreich das republikanische Regime verleiden. Die Brandstifter sind gedungen. Von wem? Das ist bis jetzt freilich noch ein Geheimniß.“

Des Grafen Gesichtszüge verriethen sichtlich den

Abscheu, der ihn ob einer solchen Zumuthung erfüllte.

„Beruhige Dich nur," sagte der Capitän lächelnd, „auf Dich fällt mein Verdacht nicht."

Während sie so sprachen, sahen sie ein Licht zwischen den Bäumen durchschimmern.

„Ist das etwa gar schon der Hof des Pächters Brulé?" rief Bernier dem Führer zu.

„Nein," antwortete Jacomet, „das ist das Schloß des Generals Solerol."

Henri verhielt sich ganz ruhig.

„Wie?" sagte der Capitän, „der Commandant der Brigade wohnt hier?"

„Das ist das Schloß von Saulayes, das er im verflossenen Jahre gekauft hat."

„Ist er nicht aus dieser Gegend?"

„Allerdings," antwortete der Graf etwas höhnisch, „er ist der Sohn eines Amtsschreibers aus Coulanges-la-Vilneuse."

„Wie ich glaube, ist er ja verheirathet."

„Ja wohl."

„Mit wem?"

„Mit Mademoiselle de Bertaut des Saulayes. Diese Heirath hat die Revolution gemacht," sagte Jacomet. „Ah!" fügte der Köhler bei, „das ging nicht so leicht."

„Wie so?"

„Der Brigadecommandant ist weder jung noch hübsch, und wie man sagt, soll er von einer seltenen Rohheit sein."

„Davon weiß ich auch etwas zu erzählen,“ sagte der Capitän, „ich habe unter ihm gedient.“

„Es scheint,“ fuhr Jacomet fort, „daß er auch gar nicht nach dem Geschmacke der Mademoiselle Jeanne war, denn sie hat sich gegen diese Heirath lange gewehrt.“

„Endlich hat sie aber doch nachgegeben?“

Während Jacomet sprach, beobachtete der Graf ein absolutes Schweigen, nur zuweilen entfuhren ihm kleine Anwandlungen von Ungeduld, auf welche aber der Capitän nicht achtete.

Jacomet war aber einmal im Zuge und fuhr fort:

„Man sagt — wenigstens die Leute im Schlosse sagen es — daß die Frau Generalin nichts weniger als glücklich sei. Der General ist eifersüchtig bis zum Exceß. Kein Mensch würde sich des Nachts in den Park wagen. Der General wäre im Stande, ihn umzubringen.“

„Ganz so, wie er als Oberst war,“ sprach der Capitän vor sich hin.

„Und dann,“ sagte Jacomet weiter, „würde er seine Frau umbringen.“

Der Capitän wendete sich jetzt zu seinem Freunde.

„Ist die Frau des Generals hübsch?“ fragte er.

„Ich weiß es nicht, das kann ich Dir nicht sagen.“

„Wie, Du weißt es nicht, Du solltest sie noch nie gesehen haben?“

„Ich habe sie als Kind gekannt — aber ihr Vater, der vor zwei Jahren gestorben, hegte einen tiefen Haß gegen den meinigen, und da ich in diesen Haß mit einbegriffen war, so haben wir uns niemals besucht."

Jacomet fing wieder an sein Jagdlied zu pfeifen, und die beiden Freunde gingen schweigend weiter.

Es hatte sich der Nordwind gehoben und trieb den frisch gefallenen Schnee in leichten Wolken vor sich her.

„Es bleibt doch ein- für allemal eine ganz eigene Idee, Monsieur Henri," nahm Jacomet nach einer Weile wieder das Wort, „daß Sie zum Vater Brulé gehen wollen."

„Ich will meinen Wolf."

„Sie hätten ja morgen früh darum schicken können."

Der junge Mann entgegnete nichts.

Das Licht, welches zwischen den Bäumen durchgeschimmert, war verschwunden, denn die drei Wanderer hatten das Schloß Saulayes bereits im Rücken.

„Nun," sagte Jacomet, „brauchen Sie mich nicht mehr, Monsieur Henri.

„Dieser Weg führt schnurgerade nach Brulé's Pachthof. Sie können nicht mehr irre gehen."

„Siehe da," rief er plötzlich aus, „der Zufall führt Ihnen einen Wegweiser zu."

Und Jacomet zeigte mit der Hand auf etwas

Schwarzes, was sich im Schnee in der Richtung weiter bewegte, welche die beiden Freunde einschlagen mußten, um an's erwünschte Ziel zu gelangen.

II.

Das scharfe Auge des Grafen erkannte bald einen jungen Burschen, der ein Reisigbündel auf dem Rücken trug und gerade vor ihnen herging.

„He, Bouquin!" schrie Jacomet.

Der Bursche blieb stehen, und rief in nichts weniger als freundlichem Tone zurück:

„Was giebt's?"

„Warte ein wenig! Monsieur Henri und sein Freund brauchen Dich."

„Wird's ein Trinkgeld setzen?" fragte der Junge ganz keck.

„Du sollst dreißig Sous haben," sagte der Graf.

Der Bursche hielt an und warf sein Bündel von sich.

Aber anstatt den Leuten entgegen zu kommen, rührte er sich nicht von der Stelle.

„Das ist Bouquin, Brulé's Sohn," sagte Jacomet in verächtlichem Tone; „da der Bursche ohnedies auf dem Wege nach Hause ist, wird ihm doch nicht zu wehe geschehen, den Herren den Weg zu ...sen."

Bouquin hatte gehört, was Jacomet gesagt.

„Woher wißt Ihr denn, daß ich nach Hause gehe?" rief er dem Köhler zu. „Ich habe Schlingen zu legen . . . mein Reisigbündel ist ganz voll davon."

„Ah! Du kecker Bursche," sagte der Graf, „Du hast noch die Frechheit, zu gestehen, daß Du Schlingen legst."

„Und warum nicht? — Ist das Wild nicht für Jedermann da?"

„Nein, es gehört denen, die es füttern."

„Nun! — mein Vater ist Pächter."

„Aber das Jagdrecht gehört nur dem Eigenthümer," bemerkte der Capitän.

Der Bursche sah den Officier von der Seite an.

„Geht Euch das etwas an?" sagte er. „He, he! ein Officier! ein Gensdarm!"

Und der Junge brach in ein helles Gelächter aus, während der Capitän vor Staunen über eine so unerhörte Keckheit gar nicht zu sich kommen konnte.

„O," sagte Jacomet, „die Herren haben keine Ahnung, was das für ein Ausbund ist. Der Kerl ist kaum zwei Fäuste hoch, und schon ist er schlimmer als drei Jacobiner zusammen. Der glaubt an gar nichts, weder an einen Gott, noch an einen Teufel."

„Und was ist da zu staunen?" versetzte der Junge. „Der liebe Gott und der Teufel! Alles purer Unsinn!"

„Und," fuhr Jacomet fort, „der Kerl ist noch nicht fünfzehn Jahre alt — aber böse! Ein ganzes Regiment würde ihm noch nicht Furcht einjagen."

„Nun, Du Alter," unterbrach ihn Bouquin, „sag' mir, wann Du fertig sein wirst, über mich loszuziehen?"

„Er stiehlt, er lügt, er ist Raubschütz — und ein ganz schlechter Sohn, der sogar seine Mutter schlägt."

„Die Alte langweilt mich," sagte der Bursche, „sie will mir kein Geld geben, wenn ich es verlange. Glücklicherweise ist der Alte weniger zäh."

Ganz verblüfft über eine solche Rede flüsterte der Capitän seinem Freunde zu:

„Woher stammt doch dieses Galgengezücht?"

„Das ist der Sohn des Vaters Brulé, des bravsten Mannes im Lande, wie Monsieur Henri behauptet," sagte Jacomet ganz ironisch.

Der Junge warf verstohlenerweise einen wilden Blick auf den Köhler.

„Nun, sag' an, willst Du diesen Herren den Weg weisen oder nicht?"

„Wenn mir Monsieur Henri dreißig Sous giebt, ja!"

„Du sollst sie haben, aber jetzt vorwärts. Adieu, Jacomet! Auf Wiedersehen!"

Jacomet trat ganz nahe an den Grafen heran und lispelte ihm in's Ohr:

„Monsieur Henri, ich beschwöre Sie, gehen Sie heute Nacht nicht nach Saulayes."

„Schweig.“

„Der Gemahl ist zurückgekommen — ein Unglück ist bald geschehen.“

„Gott wacht über die Liebenden,“ versetzte Henri. Und er eilte seinem Freunde, dem Capitän Victor Bernier nach, der schon einen Vorsprung von einigen Schritten gewonnen hatte.

Jacomet kehrte um und ging wieder seiner Hütte zu.

Die wenigen Worte, die wir aus dem Munde Bouquin's vernommen haben, dürften wohl genügen, um über seinen sittlichen Werth oder Unwerth im Klaren zu sein.

Es war ein Bursche ohne Treu und Glauben, von einer unerhörten Frechheit, von einer grenzenlosen Unverschämtheit, im Alter von fünfzehn Jahren schon ein vollendeter Bösewicht.

Was sein Physisches betraf, war er klein, schlecht gebaut, ging etwas lahm, hatte einen kleinen Höcker, das Gesicht war von Blatternarben entstellt, unheimliche Blicke schossen aus den zwei kleinen Augen, von denen das eine licht, das andere dunkel war. Er war unter dem Namen Veron oder Bouquin allgemein gekannt.

Der erste dieser Spitznamen ist leicht zu begreifen, da er sowohl bei Menschen, wie bei Thieren seine Anwendung findet, welche zweierlei Augen haben.

Der zweite, unter welchem er am bekanntesten war, rührte von seiner außergewöhnlichen, beinahe

skelettartigen Magerkeit her. Man nennt „Bouquin“ in der Jagdsprache den Hasen, oder eigentlich den Rammler, welcher — wie bekannt — zu gewissen Zeiten des Jahres auch von einer entsetzlichen Magerkeit ist.

Obgleich der winzige Bouquin aß und trank wie ein klafterhoher Bauerknecht, so brachte er es doch nie auch nur zu einem Anfluge von Wohlbeleibtheit. Seine krumme Nase und sein aufwärts stehendes Kinn berührten sich beinahe und seine langen Finger klapperten völlig, wenn sie aneinander schlugen.

Röthliches, dicht gekraustes Haar, welches tief in die kurze Stirn hereingewachsen war, setzten der Häßlichkeit dieses Galgenschwengels die Krone auf.

In der Schule, wohin man ihn zwei Jahre hindurch schickte, schlug er einem seiner Mitschüler ein Auge aus, dem Schullehrer versetzte er einmal mit einem Federmesser einen Stich in den Schenkel und endlich zündete er gar eines Abends das Schulgebäude an.

Vater Brulé, der sich eines außerordentlichen Rufes erfreute, hatte mittelst Geldes, das heißt mit einem Sack Getreide und zwei Säcken Kartoffeln, die ganze Geschichte vertuscht.

Zu Hause bekam Bouquin von seinem Vater derbe Schläge, das fruchtete aber nichts — er fing bald wieder dort an, wo er aufgehört hatte.

Eines Tages spritzte man etwas Vitriol auf das Saatgetreide, um es vor Ratten zu schützen. Bou=

quin erblickte eine Magd, die jung und recht hübsch war.

„Warum,“ sagte er zu ihr, „hast Du — die Magd — ein so weißes, feines Gesicht, während ich — der Herr — von Blattern so entstellt bin?“

Und bei diesen Worten goß er ihr Vitriol in's Gesicht.

Das arme Kind beklagte sich bei ihrem Vater, der ein Taglöhner war. Mit drei Säcken Kartoffeln war auch dieser Handel geschlichtet.

Einmal nahm der Brigadier der Gensdarmerie den Pächter Brulé bei Seite und sagte:

„Ihr solltet doch besser Acht haben auf Euren Sohn — Ihr werdet sehen, das wird ein schlimmes Ende nehmen.“

„Bah!“ sagte der Vater Brulé, „die Jugend muß austoben — er wird schon mit der Zeit vernünftiger werden.“

Angesichts der Welt zeigte sich Brulé sehr streng gegen seinen Sohn — war er aber allein mit ihm, dann behandelte er ihn wie ein verhätscheltes Kind.

Brulé hatte drei Kinder — zwei Söhne und eine Tochter.

Der ältere Sohn war ein rüstiger Bursche, der hinter dem Pflug einherging, das Vieh auf den Markt führte, die Knechte, Mägde und Hirten überwachte.

Er hieß Sulpice.

Er war ein braver Junge, arbeitsam, leutselig, ein Feind des Müßiggangs und der Wirthshäuser.

Sulpice war der Liebling seiner Mutter — eine herzensgute Frau, die gar schweren Kummer tragen, gar viele Thränen in sich hinein weinen mußte.

Der zweite Sohn war Bouquin, den wir bereits zur Genüge kennen.

Zwischen Sulpice und Bouquin fiel die Geburt einer Tochter, Namens Lucrezia.

Mit fünfzehn Jahren war sie das hübscheste Mädchen in der Umgegend; mit sechzehn Jahren wurde sie von einem reichen Pächter zur Frau begehrt, den sie aber zurückwies; mit siebenzehn Jahren verschwand sie plötzlich. Was ist aus ihr geworden? — Das blieb ein Geheimniß.

Anfänglich glaubte man, sie habe sich in's Wasser gestürzt; dann wollte man wissen, sie sei einem hübschen fremden Herrn gefolgt, der eine Nacht im Pachthofe zugebracht.

Man ging sogar so weit, zu behaupten — aber nur ganz im Geheimen — Lucrezia habe sich in einen Gutsbesitzer aus der Umgegend verliebt, und an seiner Gegenliebe verzweifelnd, habe sie ihre Heimath verlassen.

Dem sei nun wie ihm wolle, gewiß ist, daß Lucrezia schon beinahe drei Jahre vermißt wurde, und daß man weder im Pachthofe, noch im Dorfe, noch in der Umgegend etwas von ihr wußte.

Vater Brulé war jedesmal grimmig böse, wenn man in seiner Gegenwart von ihr sprach.

Zuweilen sagte er sogar im höchsten Ingrimm: „Ich will hoffen, daß sie schon todt ist.“

Die Mutter Brulé weinte im Stillen, und sagte manchmal ganz leise vor sich hin:

„Ach! — wenn sie doch wiederkäme! — Ich möchte ihr ja gern verzeihen — wie ich ihr meine Arme entgegenstrecken würde!"

Der gute Sulpice sagte auch:

„Sie hat gefehlt, die gute Schwester, aber ist das ein Grund, gar nicht mehr zurückzukommen? Hat sie nicht auch Antheil an diesem Hause? Wenn sie nur käme! — ich würde schon einen braven Burschen finden, der sie recht gern zum Weib nehmen möchte."

Wenn Bouquin seine Mutter oder seinen Bruder so reden hörte, zog er die Achseln in die Höhe und sagte:

„Ah! das wäre schön, wenn diese Dirne wiederkäme! — Ein Mädchen, das sich so weggeworfen hat. — Eine Landstreicherin!"

— — — — — — — — — —

Nachdem der Köhler fort war, sagte Bouquin zum Grafen de Vernières:

„Haben Sie mit meinem Vater ein Geschäft abzumachen?"

„Ich will, daß er mir meinen Wolf zurückgebe!"

„Was für einen Wolf? Haben Sie Wölfe? — und leihen Sie welche her? — Das ist sehr komisch."

„Höre einmal, Junge," sagte der Capitän Victor Vernier ganz gemessen, „Dein naives Staunen beweist mir hinlänglich, daß Du von der Sache ganz wohl unterrichtet bist. — Der Graf hat vor etwa zwei Stunden einen Wolf geschossen."

„Das ist wohl möglich,“ versetzte Bouquin ganz gleichgiltig.

„Der Wolf ist auf hundert Schritte in ein Dickicht gefallen.“

„Das kann auch sein.“

„Ein Pächter ging vorüber mit einem Hunde, einer Kuh und einem Maulthier, welches an einen Karren gespannt war.“

„Nun!“ fragte Bouquin.

„Er hob den Wolf, den der Hund gewittert hatte, auf, legte ihn auf den Karren und fuhr damit davon.“

„Ei!“ bemerkte der Bursche, eine Wolfsklaue wird in Auxerre mit fünfzehn Francs bezahlt.“

„Und dieser Pächter ist Dein Vater.

„Wirklich!“ entgegnete Bouquin und sah dabei den Capitän mißtrauisch an. „Sie sind wohl ein Zauberer?“

„Möglich!“

„Und Sie glauben, daß mein Vater Ihnen den Wolf herausgeben wird? Gehört der Wolf Ihnen? Er gehört dem, der ihn gefunden. Der ist, das Fell gar nicht gerechnet, fünfzehn Francs werth. Mit dem Felle geht man in die Pachthöfe herum, und da bekömmt man Speck und Eier und Kartoffeln. Ich, ich werde den Wolf nicht hergeben...“

„Aber ich habe ihn erlegt,“ sagte der Graf.

„Bah! Sie haben ihn vielleicht gefehlt.“

„Wenn er aber todt ist.“

„Das beweist nichts . . . es ist so kalt. . .

Und dann sagt man, es herrsche unter den Wölfen eine Krankheit. . . Das ist auch schon vorgekommen."

„Weiter, weiter! Du Schlingel!" sagte der Capitän voll Ungeduld, „halte Dein Maul, sonst nehme ich Dich bei den Ohren. Nicht von Dir, sondern von Deinem Vater verlangen wir den Wolf zurück."

Des Capitäns Drohung machte keinen großen Eindruck auf Bouquins skeptisches Gemüth.

Er nahm sein Reisigbündel wieder auf und ging weiter, dabei sang er mit einer kreischenden falschen Stimme:

Der Capitän und die Gendarmen
Wollt'n stecken mich in Prison;
Turlutaine! turlutaine! turluton!
Was kümmern mich die Gendarmen,
So viel wie ihr Capitän!
Turlutaine! turlutaine! turlutaine!

„Dieser Junge," sagte der Capitän zu seinem Freunde, „wird doch bald reif sein für die Galeere und das Schaffot."

Bouquin hatte ein gar feines Gehör, er drehte sich um und sagte:

„Möglich! aber das mißfällt mir nicht. Man schickt Einen nach Toulon — ein warmes Land — ich liebe die Wärme, und was das Schaffot betrifft, da dürfen Sie sich auch nicht den Kopf darüber zerbrechen! Das hab' ich vor drei Jahren in

Auxerre ganz in der Nähe gesehen, wie es über die Köpfe der Noblen herging. Das heißt gar nichts— kaum die Zeit, ein Gläschen Branntwein hinabzustürzen — und schon ist Alles vorüber. Und dann die Menge Leute, die auf Einen schauen! O, und was für Leute! Wenn mir das begegnet, will ich vom Schaffot herab predigen wie ein Pfarrer. Sie sollen sehen!"

Mit Abscheu wendeten sich der Capitän und der Graf von dem Burschen ab.

In diesem Augenblick erreichten sie den Saum des Waldes.

Der Mond warf seine Silberstrahlen auf die winterliche Landschaft, und beleuchtete das Thal und die felsigen, zum Theil bewaldeten Hügel.

In einiger Entfernung konnte man die grauen Mauern des Pachthofes bemerken, die grell von der weißen Schneedecke abstachen.

Der Pachthof bestand aus drei von einander getrennten Gebäuden; in dem einen wohnte der Pächter mit seiner Familie — das zweite war zur Aufbewahrung der Ernte bestimmt — im dritten war das Wirthschaftsvieh untergebracht.

Der Hof gehörte dem General Solerol seit seiner Vermählung mit Mlle. de Bertaut de Saulayes. Vor der Revolution machte er einen Bestandtheil der Besitzungen der Familie Bertaut aus.

Seit mehr als hundert Jahren war er an die Familie Brulé verpachtet. — Dieser Hof, einer der größten im Departement, hatte einen Flächen=

raum von 800 Morgen, Felder und Wald. Er hieß „la Ravaudière“.

Bouquin zeigte nun mit der Hand nach dem Hause hin und sagte:

„Da sieht man schon den Rauch aus dem Schornsteig steigen, Vater Brulé wärmt sich. Gehen Sie jetzt nur dem Fußsteig nach. Jetzt brauchen Sie mich nicht mehr. Monsieur Henri! meine dreißig Sous!“

„Wie, Du willst uns verlassen?“

„Freilich wohl — ich muß ja meine Schlingen legen.“

„Der Bursche ist wirklich von einer beispiellosen Frechheit!“ rief der Capitän aus.

„Wie so?“ fragte Bouquin ganz keck. „Geht Sie das was an? Was haben Sie sich um meine Schlingen zu kümmern? Gehört der Wald Ihnen oder dem General? Sind Sie der Waldhüter? oder gar der Brigadier der Gendarmerie?“

Ohne die Entgegnung des Capitäns abzuwarten, die vielleicht etwas derb hätte ausfallen können, sprang er waldeinwärts und trillerte wieder sein altes Lied:

Der Capitän und die Gendarmen
Wollt'n mich stecken in Prison;
Turlutaine! turlutaine! turluton!

„Lieber Freund,“ sagte jetzt der Graf, „so sind die Sitten des Landes. — Alle hier sind Raubschützen und Wilddiebe.“

„Auf diese habe ich es auch nicht abgesehen," entgegnete der Capitän, „die Brandstifter sind's, die ich auf's Korn nehmen will."

Wie schon gesagt, war Bouquin in den Wald hineingesprungen.

Gehorchte er dem Impuls einer Ahnung oder war ihm das Spioniren schon zur zweiten Natur geworden, genug, anstatt sich in den Wald hinein zu verlieren, kroch er am Saume fort und — Dank seinem feinem Gehör — vernahm er ganz deutlich, wie der Capitän, leider etwas zu laut, zu seinem Freunde sagte:

„Auf diese hab' ich's nicht abgesehen — die Brandstifter sind's, die ich auf's Korn nehmen will."

„O, o," dachte Bouquin, „was ist das für ein Vogel? Und was hat er auf unserem Hofe zu thun?"

Der Graf und sein Freund sprangen jetzt über den Graben, der sie von dem Fußsteige trennte und gingen raschen Schrittes gegen den Pachthof.

Bouquin ließ sie nicht aus den Augen, bis sie an der Mauer des Pachthofes angelangt waren, dann sprang er auf und lief so schnell es ihm die Terrainhindernisse erlaubten, durch das dichteste Gestrüpp, unbekümmert um Fußsteig, Aeste und Dornen.

Beiläufig eine halbe Lieue vom Pachthofe, im Walde von Fouronne, liegt eine Schlucht, von hohen Felsen umgeben und von Dorngebüsch überdeckt.

Höchst selten wagt sich ein Jäger, nicht einmal ein Wildschütz in diese Gegend; denn die Jagd ist

so beschwerlich, daß selbst die Hunde, mitunter wohl der vielen Dorngebüsche wegen, das Terrain nicht gerne durchstöbern.

Eine Todtenstille herrscht daher jahraus jahrein in dieser Gegend, selbst die Vögel wollen sich dort nicht heimisch fühlen. Nur einem Thiere scheint diese Lage zuzusagen — dem Fuchse — daher heißt auch diese trichterförmige Schlucht das „Fuchsloch."

Diesem Orte zu lief Bouquin.

Ganz zerschunden an Gesicht und Händen langte er dort an.

„Ah!" sagte er vor sich hin, „der Tison will zwar nicht, daß ich der Berathung beiwohne, aber er wird nicht böse sein, daß ich heute seinem Gebote zuwiderhandle, wenn er erfahren wird, weshalb ich komme."

Er arbeitete sich durch das Gestrüpp hindurch, bis er an ein Loch kam, durch welches man in eine Höhle gelangte.

Dort legte er sich nieder, hielt den Kopf in das Loch, steckte zwei Finger in den Mund und ließ einen Pfiff ertönen, nicht unähnlich dem einer Eule.

Dann horchte er.

Nach ein paar Secunden ließ sich ein ähnlicher Pfiff aus der Tiefe herauf vernehmen.

„Sie sind unten," sagte er und kroch auf allen Vieren in die Höhle.

III.

Während Bouquin nach dem „Fuchsloche" ging, während Henri Vernières und sein Freund, der Capitän Victor Bernier, ihre Schritte gegen „la Ravaudière" lenkten, waren die Mutter Brulé und ihr Sohn Sulpice in der Küche des Pachthofes. Sulpice saß vor dem Feuer und rauchte schweigend seine Pfeife.

Die Mutter Brulé legte auf einer langen eichenen Tafel die Teller und Löffel auf für das Abendessen der Leute, welche bald aus der Arbeit kommen mußten.

Die gute Frau besorgte ihr Hauswesen immer auf's pünktlichste, immer aber auch mit schwerem Herzen. Sie war kaum zweiundvierzig Jahre alt und zeigte noch die Spuren einer nicht gewöhnlichen Schönheit, ihre abgemagerten Backen und die rothgeweinten Augen sprachen aber nur zu beredt von dem tiefen Seelenschmerz, welcher die arme Frau unabläßig quälte.

Aus der Küche ging sie in's Zimmer, aus dem Zimmer in die Küche und warf zu wiederholten Malen durch die halb offene Thür einen Blick nach dem Wege, der nach Mailly-le-Chateau führte, wohin ihr Mann auf den Markt gegangen war.

Sulpice saß noch immer schweigend da, die Mutter trat an ihn heran und legte ihre Hand auf seine Schulter.

Plötzlich fühlte der junge Mann etwas Warmes

auf seine Hand fallen, die er auf's Knie gestützt hatte. Es war eine Thräne.

Der junge Mann schauderte zusammen.

Diese Thräne — obgleich sie ihm nicht unerwartet zu kommen schien, denn er war darüber nicht erstaunt — schmerzte ihn doch sehr.

Er schlang den Arm um der Mutter Hals und zog sie auf seine Kniee herab.

„Arme Mutter," sagte er, „Ihr denkt also noch immer . . ."

„Immer und immer," antwortete sie, und ein Strom von Thränen entquoll ihren Augen. „Kann man sein Kind vergessen — Alles um mich herum erinnert mich an sie. — Sieh' doch den kleinen Stuhl, auf welchem das Kind saß — ihr Glas auf der Stelle . . . Ach meine arme Lucrezia!

„Ach," fuhr die Mutter Brulé unter Thränen und Schluchzen fort, „wenn ich die Suppe austheile, möchte mir jedesmal das Herz zerspringen, und ich denke dabei: Wird wohl mein armes Kind ein Stück Brod zu essen haben? — Wo ist sie? Wo? Es ist doch so kalt, und wer weiß, ob die Aermste ein Bündel Holz hat, um sich daran zu erwärmen?"

Sulpice drückte die Mutter fester an sein Herz, dann stieß er sie sanft von sich und erhob sich von seinem Schemel.

„Seht," redete er die Mutter an, „ich habe schon lange eine gute Idee . . . Ich will nach Paris gehen, denn dort vermuthe ich sie, endlich werde ich

unsere Lucrezia doch finden, so groß Paris auch immer sein mag."

Eine Geberde des Schreckens entfuhr der Mutter Brulé.

„Du Unglücklicher!" rief sie aus, „willst Du, daß Dich der Vater umbringt? Du weißt doch, daß man nur von ihr zu sprechen braucht, um ihn in Wuth zu bringen."

„Das weiß ich wohl, aber für mich fürchte ich nicht . . . nur für Euch, denn, wenn Ihr mit ihm allein seid, schlägt er Euch ja."

„Ach, großer Gott! Möge sein ganzer Zorn sich auf mich entladen, wenn er nur Dich verschont, Dich, mein Kind, mein guter Sohn."

„Und doch muß ich Euch meine Idee sagen," versetzte Sulpice. „O! eine famose. — Ich werde nach Paris gehen, ohne daß mein Vater von dem eigentlichen Zweck meiner Reise eine Ahnung hat. Ihr wißt wohl, mein Onkel, Euer Bruder, ist Flößer in Clamecy . . ."

Beim Namen ihres Bruders fing die Mutter Brulé heftiger zu weinen an.

„Armer Jean!" sagte sie, „er ist an meinem Unglück Schuld!"

„O, das fühlt er auch," erwiderte Sulpice; „Beweis, daß er mir einmal sagte:

„Wenn ich gewußt hätte, daß Dein Vater so hart und grob ist — niemals hätte er meine Schwester zur Frau bekommen.

„Aber laßt Euch jetzt weiter sagen:

„Die nächste Woche gehe ich auf den Markt nach Clamecy, um die zwei Kälber zu verkaufen, die wir aufgezogen haben; da werde ich den Onkel sehen und ihm meine Idee mittheilen. Ihr werdet sehen, daß er mir gewiß beistimmen wird. Bei der ersten Holzlieferung, die er nach Paris führt, soll er unter dem Vorwande einer erlittenen Verrenkung in Mailly-la-Ville zurückbleiben.

„Von dort läßt er sich auf einer Bahre hieher tragen und soll zu mir sagen:

„Junge! Du mußt mit meinem Holze nach Paris gehen, denn sonst verliere ich zu viel bei dem Handel, wenn ich ihn in fremde Hände legen soll. Wenn Du hingehst, sollst Du dabei auch ein hübsches Stückchen Geld verdienen!"

„Ihr könnt wohl denken," fuhr Sulpice fort, „daß mein Vater nichts dagegen einwenden wird, denn den Onkel Jean hält er gar sehr in Ehren — es ist wegen der Erbschaft. Er wird mich also gehen lassen und da — während der Zeit, wo ich abwesend sein werde — der Onkel da sein wird, so ist für Euch auch nichts zu besorgen."

„Also, liebe Mutter, weint nicht. Und wenn ich meine ganze Lebenszeit hindurch barfuß gehen sollte, unsere Lucrezia muß ich finden . . ."

„Wenn sie noch unter den Lebenden ist," flüsterte die Mutter vor sich hin.

„Ah! was das betrifft, der liebe Gott nimmt die Leute nicht so schnell von der Welt."

„Sie hat aber schon so viel ausgestanden, das arme Kind!“

Und die Mutter Brulé konnte sich nicht trösten. Sulpice nahm sie bei der Hand und sagte:

„Aber jetzt solltet Ihr mir doch die Wahrheit sagen, Mutter; denn ich habe bisher niemals recht erfahren können, weshalb sie denn eigentlich davongegangen.“

Sulpice stand auf und sah nach dem Hofe, Niemand war zu sehen, nichts zu hören.

Dann ging er wieder zur Mutter.

„Niemand kann uns belauschen,“ sagte er, „und — es sei denn, daß Ihr Mißtrauen in mich setzt . . .“

„Mißtrauen!“ rief die Mutter aus, „in Dich! Ach, Du mein Gott!“

„Nun denn, so sagt mir, wie all' das gekommen,“ und er setzte sich zum Feuer, die Mutter neben ihn.

Noch einmal warf die Mutter einen scheuen Blick um sich herum, dann holte sie tief Athem und war entschlossen, das Geheimniß, das ihr so lange am Herzen nagte, in des Sohnes Busen zu schütten.

„Erinnerst Du Dich noch der Zeit,“ hob sie an, „als Mademoiselle Berthe de Vernières — Du weißt, daß das Fräulein auf Chateau des Roches die jungen Mädchen singen lehrte, damit sie am Frohnleichnamstage beim Hochamte mitwirken könnten . . .“

„Ob ich mich daran erinnere," sagte Sulpice, „meine Schwester ging ja alle Morgen auf's Schloß, und das Fräulein hatte sie gar lieb gewonnen."

„Nun von diesem Augenblicke datirt das Unglück meines Kindes."

„Wie so?"

„Sie hat sich in Monsieur Henri verliebt."

„O, mein Gott!"

„Du kannst Dir wohl denken, daß weder Monsieur Henri, noch Mademoiselle de Vernières jemals davon etwas ahnten. Aber meine arme Tochter liebte den jungen Mann so leidenschaftlich, daß sie Tag und Nacht weinte. Eines Abends sagte sie sogar zu mir: „O, Mutter, ich weiß, daß ich daran sterbe."

„Eines Tages nahm ich mir das Herz, mit Deinem Vater davon zu reden. Anfänglich gerieth er in Wuth. Dann aber nahm er die Kleine auf's Knie und sagte zu ihr:

„Das ist doch gar zu dumm, so zu weinen."

Da Lucrezia immer heftiger weinte, fuhr er fort:

„Weißt Du, was ich an Deiner Stelle thun würde, anstatt mir die Augen roth zu weinen? Ich würde mich recht hübsch anziehen, würde immer lächeln und dabei meine schönen Zähne zeigen, und würde diesem Einfaltspinsel, dem Grafen Henri, solche Blicke zuwerfen, daß er darüber den Kopf verlieren müßte. Er ist erst zwanzig Jahre alt — das ist gerade das rechte Alter. Siehst Du, wenn

ich so hübsch wie Du wäre, so müßte Monsieur Henri in weniger als acht Tagen bis zum Wahnsinn in mich verliebt sein."

„Aber," entgegnete unsere Tochter immerfort weinend, „was würde mir das helfen? Monsieur Henri ist von hoher Abkunft und im Verhältniß zu uns sehr reich — er möchte mich doch nicht heirathen."

Dein Vater blinzelte mit den Augen.

„Ei," sagte er, „ich habe eine gute Doppelflinte — und die Adeligen sind nicht mehr die Herren. Wenn er Dich verführt hätte, dann müßte er Dich auch heirathen."

Lucrezia stieß einen Schrei der Entrüstung aus.

„O!" rief sie aus, „das wäre schändlich, niederträchtig! — Nein, niemals! niemals!"

Und von diesem Augenblicke an ging sie nicht mehr auf's Schloß des Roches, — aber zusehends nahm sie ab, die Augen fielen ein, die Wangen wurden bleich, sie fühlte den Tod im Herzen.

Bisweilen schlich sie sich vor Tagesanbruch aus dem Hofe und versteckte sich hinter ein Gebüsch am Saume des Waldes, in der Hoffnung, Monsieur Henri zu sehen, der alle Morgen auf die Jagd ging.

Dann kehrte sie zurück, brach in Thränen aus und sagte zu mir:

„Ich habe ihn gesehen."

Dein Vater zuckte mit den Achseln, schalt das Mädchen eine Närrin und meinte, wenn sie ge-

wollt hätte, so würde er sie schon zur Schloßfrau von „des Roches" gemacht haben.

Eines Tages verbreitete sich die Kunde von der nahe bevorstehenden Vermählung des Monsieur Henri mit Mademoiselle des Saulayes, unserer Herrin.

Wie Lucrezia dies hörte, glaubte ich wirklich, es sei um sie geschehen.

Drei Tage und drei Nächte schwebte sie in Lebensgefahr, bis endlich der liebe Gott sich ihrer erbarmte. Nach längerer Zeit konnte sie das Bett wieder verlassen und von diesem Augenblicke an weinte sie nicht mehr.

Aber der Ausdruck ihres Blickes flößte mir Furcht ein — ihre Augen sprühten Feuer. Sie sprach beinahe nichts, küßte mich nicht, mit einem Worte, sie war ganz in sich gekehrt . . .

Noch immer sprach man von der Vermählung des Monsieur Henri mit Mademoiselle des Saulayes . . ."

Die Mutter Brulé war eben bei dieser Stelle in ihrer Erzählung angelangt, als man im Hofe Tritte vernahm.

Sulpice eilte hinaus und erblickte die zwei jungen Leute, Monsieur Henri und den Capitän.

„Monsieur Henri!" rief er halblaut in die Küche zurück.

Die Mutter Brulé konnte kaum einen Angstschrei unterdrücken.

Der Mann, der eben bei ihr einsprechen wollte,

war die unschuldige Ursache des Unglückes ihrer Tochter.

Graf Henri, der gar nicht ahnte, daß er vor drei Jahren so viel Unheil in diesem Hause gestiftet, trat lächelnd ein.

„Guten Tag, Mutter Brulé," sagte er. „Es ist schon lange, daß wir uns nicht gesehen. Wie geht's?"

„Sie erweisen mir viel Ehre, Herr Graf. — Und wie befindet sich Ihr Fräulein Schwester, wenn ich fragen darf?" entgegnete die gute Frau, und wischte sich mit dem Vortuche die letzten Spuren der Thränen aus den Augen.

„Aber was ist denn das?" fragte Henri, „man sollte glauben, Ihr hättet eben geweint."

„Ja wohl, Herr Graf," versetzte die Mutter Brulé, ihre Bewegung niederkämpfend, „aber nicht aus Kummer — ich habe eben Zwiebeln geschnitten."

Ohne alle Ceremonie setzte sich Henri zum Feuer und lud seinen Freund ein, auch ein Gleiches zu thun.

„Wißt Ihr, Mütterchen, was uns zu Euch führt?" sagte Henri.

„Vielleicht das Unwetter, mein guter Herr! Es hat sich ein furchtbarer Sturm erhoben."

„O nein — das ist's nicht. Wir kommen unser Eigenthum zurückzufordern. — Wo ist denn Euer Mann?"

„Mein Mann ist heute Morgen auf den Markt nach Mailly=le=Chateau geangen."

„Seid Ihr dessen gewiß?"

„Jawohl — er hat Getreide auf den Markt gefahren."

„Beweis dafür," bemerkte Sulpice, „daß er das Maulthier eingespannt."

„Und er ist noch nicht zurück?"

„Noch nicht, Herr Graf."

„Das ist doch sonderbar," sagte Henri zum Capitän gewendet.

Die ehrlichen, treuherzigen Mienen der Mutter Brulé und ihres Sohnes schlossen den Verdacht an eine Lüge aus.

„Und doch," fuhr Henri fort, „war er vor zwei Stunden im Walde von Fouronne . . ."

„Das nimmt mich sehr Wunder," erwiderte die Mutter Brulé, „es sei denn, er wäre zum Nachbar auf den Pachthof von Monestier gegangen. — Haben Sie mit ihm ein Geschäft abzumachen, Monsieur Henri?"

„Ja, meine liebe Frau. Ich habe auf einen Wolf geschossen, und glaubte ihn gefehlt zu haben; aber das Thier stürzte etwa hundert Schritte weiter in einem Dickicht todt zusammen. Euer Mann ging an der Stelle vorüber und hat den Wolf aufgeladen."

„Ah! wenn dem so ist, da wird er ihn schon mitbringen, und wir werden ihn Ihnen morgen früh auf's Schloß schicken. — Jetzt aber wärmen

Sie sich und ruhen Sie sich aus. — Es muß sich bei einem solchen Wetter sehr schlecht gehen . . ."

Sulpice trat aus der Küche und betrachtete das Firmament.

„In einer halben Stunde," sagte er, „wird es tüchtig schneien."

„Wirklich? — Nun gut," entgegnete Mutter Brulé, „wenn es so stark schneit, so werden Sie, Herr Graf, und dieser Herr bei uns übernachten. Wir haben in dem Nebengebäude, wo das Getreide aufbewahrt wird, zwei hübsche Zimmer herrichten lassen — der General hat schon mehrere Male darin geschlafen. Es ist Alles sehr rein, und die Betten recht gut. — Aber," fuhr die gute Frau fort, „es ist bald sieben Uhr, die Herren werden schon Hunger haben."

„Auf Ehre, Mutter Brulé," versetzte Henri, „Ihr habt da im Topf ein Stück Rauchfleisch, das ganz vortrefflich riecht. Ich habe große Lust, mit Euch zu essen," und er sah den Capitän an, der diesem Vorschlage auch seinen Beifall zunickte.

In Folge einer der vielen Sonderbarkeiten und Widersprüche im menschlichen Herzen fühlte sich die Mutter Brulé, die diesen Menschen als die Ursache, freilich unschuldige Ursache von ihrer Tochter Unglück doch hätte hassen sollen, zu ihm hingezogen.

Sie liebte ihn, weil ihre Tochter ihn geliebt hatte.

„Ah! Monsieur Henri," sagte sie beinahe freu=

dig, „das ist uns eine große Ehre . . . Ich will auch gleich gehen und eine Ente zurecht machen — die wird bald gebraten sein.“

„Heda! Sulpice, Du fauler Schlingel!“ schrie von außen herein eine derbe Stimme, und gleichzeitig hörte man auch schon die Tritte eines Maulthieres im Hofe.

„Mein Vater!“ sagte Sulpice und stürzte aus der Küche.

IV.

Wenige Minuten später trat Vater Brulé ein.

Ein Mann von kaum achtundvierzig bis fünfzig Jahren, wenngleich Bart- und Kopfhaare ganz weiß waren, mit einer offenen, freundlichen Physiognomie, von mittlerer Größe; seine breiten Schultern zeugten von großer Körperkraft.

Dieser Mensch, welcher, der Furcht nach zu urtheilen, welche er der Mutter Brulé und seinem Sohne Sulpice einjagte, ein wahrer Tyrann gewesen sein mußte, machte auf Fremde den Eindruck, als sei er der beste Mann von der Welt.

„Ah, Herr Graf!“ rief er aus und ging gerade auf Henri zu, „ich hoffe, Sie werden mir nicht den Schimpf anthun und glauben, ich hätte Sie um

den Wolf bestehlen wollen? Ein Weib, das Holz einsammelte, sagte mir, daß Sie ihn geschossen hätten . . . Ich habe ihn auf den Karren geladen, und wenn es nicht schon so spät gewesen wäre, hätte ich Ihnen das Thier heute noch auf's Schloß geschickt. — Aber ich hatte in die Meierei von Monestier Geld abzuführen, und da habe ich mich ein wenig verspätet. — Uebrigens wäre der Wolf jedenfalls morgen mit dem Früheſten bei Ihnen gewesen. — Ein schönes Stück! Das wird einen herrlichen Teppich abgeben. — Da sehen Sie nur."

In diesem Augenblicke kam Sulpice zur Thür herein, den Wolf auf der Schulter tragend.

„Ah! was für ein hübsches Thier," sagte der Graf, als ihn Sulpice auf dem Boden der Küche ausgestreckt hatte.

„Und," bemerkte der Pächter, „gar nicht zerschossen; die Kugel ist unter der Schulter hineingefahren, das Fell ist ganz unversehrt."

Während Brulé sprach, prüfte ihn der Capitän mit aller Aufmerksamkeit.

„Sonderbar," dachte er, „der Mensch sieht doch gar nicht so aus wie ein Bösewicht."

Henri lächelte und sagte:

„Wißt Ihr — Vater Brulé, daß Euer ungerathener Sohn über das Mein und Dein nichts weniger als Eure Ansichten hat? Er behauptete eben, daß er an Eurer Stelle den Wolf nicht zurückgeben würde."

Vater Brulé zog die Achseln in die Höhe.

„Sie sind ihm also begegnet, diesem kleinen Banditen?“ fragte er.

„Vor einer halben Stunde; er hat uns den Weg hieher gezeigt. Und dann am Saume des Waldes, verließ er uns und hatte noch die Keckheit, zu sagen, er müsse gehen, um Schlingen zu legen.“

„Der Taugenichts! — Ach, Herr Graf,“ seufzte Brulé, „das Kind bringt uns zur Verzweiflung, mich und seine Mutter.“

„Weshalb?“ schrie eine Stimme in die Küche herein.

Alle drehten sich gegen die Thür und sahen auf der Schwelle Bouquin stehen, einen Stock auf der Achsel und an diesen Stock eine Menge Kaninchen angereiht.

„Ah, Du unverschämter Bursche!“ schrie ihn Vater Brulé an, „wirst Du jetzt noch leugnen, daß Du wildern warst?“

Und er riß ihm den Stock von der Schulter, warf die Kaninchen auf die Erde und versetzte dem Jungen ein paar tüchtige Hiebe auf den Rücken.

„Da hast Du — Du Schlingel!“

Bouquin winselte ein wenig, aber im nächsten Augenblicke war er wieder frech wie immer.

„Es ist doch ein wahres Unglück, so dumme Eltern zu haben!“ schrie er, sprang zur Thür hinaus und trillerte wieder das alte Lied:

Der Capitän und die Gensdarmen &c.

„Meine lieben Herren,“ sagte jetzt Brulé mit bewegter Stimme, „immer frage ich mich, ob e*

denn nicht möglich wäre, dieses Kind auf den rechten Weg zu bringen, — denn es wird mit ihm doch ein schlechtes Ende nehmen. Ich habe ihn geprügelt, ich habe ihm vernünftig zugeredet — Alles umsonst — er ist unverbesserlich."

„Laßt ihn in ein Correctionshaus einsperren, dort werden sie ihn schon zu Paaren treiben."

Die Mutter Brulé hatte mittlerweile ein weißes Tischtuch am oberen Ende der Tafel ausgebreitet, darauf die Porzellanteller gestellt und dazu silberne Bestecke gelegt, die sie aus einer Truhe genommen.

„Jetzt werde ich gleich die Ente holen," sagte sie.

Und sie ging hinaus, als eben die Dienstleute und Bouquin nach Hause kamen.

Der Hühnerhof lag, wie in den meisten Pachthöfen, abgesondert vom Wohnhause außerhalb des Hofes am Ende des Gemüsegartens.

Eine Laterne in der Hand, ging nun die Mutter Brulé durch den Garten und trat in den Verschlag, bestimmt für das kleinere Geflügel. Man kann sich denken, welche Aufregung dieser nächtliche Besuch unter den Palmipeden verursachte.

Mutter Brulé ließ sich aber durch all' das Geschrei nicht irre machen, suchte das fetteste Stück heraus und entfernte sich mit derselben Hast, mit der sie gekommen war.

Kaum ein paar Schritte vom Hühnerhof blieb sie plötzlich stehen. Sie hatte Schritte hinter sich gehört.

Sie drehte sich um — die Laterne entfiel ihrer

Hand, die Ente entschlüpfte ihren Fingern — aber kein Schrei kam über ihre Lippen, keiner Bewegung war sie mächtig.

Wie versteinert, wie angewurzelt blieb sie stehen, die Augen weit offen, und stierte vor sich hin, als ob eine schauerliche Erscheinung vor ihr aufgetaucht wäre.

Eine Bettlerin stand vor ihr — ein Mädchen, blaß und abgezehrt, barfuß, nur in Lumpen gekleidet.

Wankenden Schrittes und kaum ihrer Sinne mächtig, schleppte sie sich an die gute Frau heran, fiel vor ihr auf die Kniee nieder und rief in herzzerreißendem Tone:

„Mutter! Mutter!"

Mutter Brulé stieß einen Schrei der Freude, der Angst, des Schreckens aus, dann streckte sie die Arme der Tochter entgegen und drückte sie mit solchem Ungestüm an ihr Herz, als fürchtete sie, daß man ihr das geliebte Kind wieder entreißen möchte.

„Ah!" rief sie aus, „jetzt sollst Du nicht mehr von mir gehen!"

Und wie wahnsinnig vor Freude vergaß sie die ganze Welt, selbst den schrecklichen Menschen, der sich verschworen hatte, seine Tochter umzubringen, wenn sie es je wieder wagen sollte, sich vor ihm blicken zu lassen.

Mit Thränen und Küssen bedeckte sie das wiedergefundene Kind.

„Ach, Mutter!“ stammelte Lucrezia schluchzend, „werdet, könnt Ihr mir jemals verzeihen! Zu Fuß, mein Brod mir erbettelnd, komme ich von Paris, Ah! als ich fühlte, daß ich sterben müßte, da wurde der Wunsch in mir rege, Euch vor meinem Tode noch einmal zu sehen . . .“

„Sterben! Du sterben!“ unterbrach sie die Mutter, „dann müßte ich ja an der Güte, an der Barmherzigkeit Gottes verzweifeln. — Nein, nein, der liebe Gott wird, er kann es nicht zulassen, daß Du stirbst . . .“ Und sie nahm die Tochter in ihre Arme und trug sie gegen das Wohnhaus; so viel Kraft verlieh ihr die mütterliche Liebe.

Doch plötzlich hielt sie inne.

Nicht etwa, daß sie in diesem Augenblicke den Zorn ihres Mannes gefürchtet hätte — war sie doch da, um ihr Kind zu vertheidigen, um es mit ihrem eigenen Leib zu decken. — Nein, es fiel ihr eben ein, daß Monsieur Henri im Hause war.

Er, die Ursache von ihrer Tochter Unglück! — sein Anblick hätte sie vielleicht getödtet.

Gott verleiht den Müttern Muth und heroische Eingebungen; sie nahm die Tochter wieder in ihre Arme und trug sie nach dem Gebäude, in dessen einem Theile die Ernte eingelagert war und wo Vater Brulé zwei hübsche Gastzimmer hatte herrichten lassen.

An diese beiden Zimmer stieß ein anderes, in welchem Bouquin schlief.

Dorthin brachte sie ihr Kind und legte sie ganz sanft auf's Bett.

„Jetzt muß ich wohl Deinen Vater auf Deine Zurückkunft vorbereiten," sagte die Mutter.

Lucrezia, die arme Bettlerin, fügte sich in Alles wie ein Kind; sie weinte still vor sich hin und sah dabei die Mutter wehmüthig an.

Diese küßte sie noch einmal, dann entwand sie sich der Umarmung ihrer Tochter und sagte im Weggehen:

„Ich werde Dir Sulpice herüberschicken."

Mit hochklopfendem Herzen, ganz außer Athem und den kalten Schweiß auf der Stirn ging sie bis an die Küchenthüre und rief hinein:

„Sulpice, Sulpice! die Laterne ist ausgelöscht — komm doch mit mir . . ."

Wie Sulpice aus der Küche trat, fiel ihm die Mutter um den Hals und flüsterte ihm zu:

„Halte mich — ich kann nicht mehr . . . ich glaube, ich muß vergehen . . . Sie ist da! — sie, meine Tochter . . . unsere Lucrezia . . . sie ist zurückgekommen! Nur ruhig! Dein Vater ist in der Nähe."

Der gute Sulpice wäre vor Staunen beinahe umgesunken.

Die Mutter fuhr fort:

„Ich habe sie in Bouquin's Zimmer versteckt. Geh' nur schnell, mache Feuer im Kamin, sie ist ganz erstarrt — die Aermste, und blaß wie der

Tod . . . Rede ja nichts von Monsieur Henri, das würde ihr den Todesstoß geben."

Sulpice stürzte fort.

Die Mutter Brulé, welcher die mögliche Gefahr, die ihre Tochter bedrohen könnte, eine unglaubliche Energie verlieh, hatte den Muth, im Finstern wieder nach dem Gemüsegarten zu gehen, um dort ihre Laterne zu suchen; dann ging sie noch einmal in den Hühnerhof und holte eine zweite Ente, denn die erste war ihr natürlich entwischt.

Nun kehrte sie wieder nach der Küche zurück — ruhig und mit trockenen Augen

Während ihrer Abwesenheit hatte man sich zu Tische gesetzt.

Die Suppe wurde ausgetheilt. Die Mutter Brulé nahm noch eine Schale, füllte sie an und trug sie fort.

„Wohin, wohin?" fragte der Mann.

„Ich bringe das einer armen Frau, die ganz erstarrt vor Kälte und ganz ausgehungert ist; sie hat mich gebeten, ihr zu erlauben, daß sie sich im Kuhstalle wärme."

Vater Brulé, der in Gegenwart von Fremden niemals eine Gelegenheit verabsäumte, um seinen Ruf als einer der besten Männer von der Welt zu rechtfertigen, sagte in aller Gemüthlichkeit:

„Da hast Du ganz Recht, man soll immer Gutes thun, wenn man in der glücklichen Lage ist, es thun zu können."

Und als die Mutter Brulé eben hinausgehen wollte, rief er ihr nach:

„Führe sie doch herein, diese arme Frau, sie kann sich ja hier am Kaminfeuer wärmen.“

„O nein,“ versetzte die Mutter Brulé, „sie will nicht hereinkommen . . . sie ist zu verschämt.“

Nachdem die Pächterin die Thür hinter sich zugemacht hatte, sagte Vater Brulé:

„Sehen Sie, meine Herren! es ist, strenge genommen, doch sehr gefährlich, Fremde aufzunehmen in dieser Zeit der Feuersbrünste. In vergangener Woche ist ein Pachthof, zwei Lieues von hier, ganz abgebrannt, gerade Tags darauf, als man einem Bettler das Nachtlager gegeben hatte.“

„Sind denn alle diese Erzählungen von Feuersbrünsten auch wirklich war?“ fragte der Capitän.

„Leider, nur zu wahr!“

„Und dabei ist Bosheit im Spiele?“

„Mein lieber Herr! wir Alle in der ganzen Gegend leben in ewiger Angst — denn, wenn es heute den Einen trifft, kann es morgen den Andern treffen.“

„Aber,“ sagte der Capitän, „wen hat man denn im Verdacht?“

„Das weiß man nicht. Jeder hat darüber seine eigene Idee. Die Einen behaupten, die Politik habe damit etwas zu schaffen . . . Die Anderen meinen, es gehe von einer Bande aus, die sich auf das Plündern verlegt . . . Weiß man's? O!“ fuhr Vater

Brulé fort, „ich bin nur ein armer, schlichter Mann, wenn ich aber die Regierung wäre . . .“

„Es scheint,“ fiel ihm einer der Knechte in die Rede, „daß es Leute giebt, die für einen jährlichen Betrag . . .“

„O, ja, die Assecuranzgesellschaften . . . das ist eine bekannte Sache, aber ich hätte kein großes Vertrauen . . .“

„Wie so,“ fragte der Capitän, „ist Euer Pachthof nicht assecurirt?“

„Nein!“

„Auch nicht Euer Vieh, Eure Ernte?“

„Auch nicht.“

„Da habt Ihr sehr Unrecht, Ihr müßt Euch versichern lassen — wenn Ihr dann das Unglück hättet abzubrennen, müßte man Euch den Schaden ersetzen . . .“

Bouquin, welcher mittlerweile mit seiner Suppe fertig war, nahm jetzt das Wort.

„Das ist ganz einerlei,“ sagte er, „eine Feüersbrunst ist und bleibt etwas Schönes! Ich habe gesehen, wie „la Fringale“ in Flammen aufgegangen ist — das war ein St. Johannisfeuer!“

Und Bouquin's Auge strahlte bei dieser Erinnerung vor Freude. Der Capitän fixirte ihn scharf.

V.

Gehen wir nun um eine Stunde zurück, und folgen wir Bouquin, den wir zu jener Zeit verließen, als er eben das sogenannte „Fuchsloch" erreicht hatte.

Vater Brulé's Sohn war in die Höhle gekrochen, in welcher, in einer Tiefe von fünfzehn bis zwanzig Metres, ein rother Schein ihm entgegenleuchtete.

Die Höhle erweiterte sich und Boquin befand sich am Eingange einer Art Grotte von sieben bis acht Fuß in der Runde und sechs in der Höhe. In der Mitte stand eine Laterne, und um diese Laterne herum kauerten drei Männer.

Die Gesichter waren ganz berußt und dadurch ihre Physiognomie auch unkenntlich. — Der Kleidung nach zu urtheilen gehörten sie dem Landvolke an — blaue Kittel, Kappen von Fuchs- oder Ziegenfell und Pantalons von rohem Sarsche.

Neben jedem lag auf der Erde eine Flinte. Kurz vor Bouquin's unerwartetem Erscheinen sagte einer, welcher der Chef zu sein schien:

„Eine Zeit lang müssen wir uns ruhig verhalten, die Regierung fahndet scharf auf uns."

„Fürchtest Du Dich etwa gar, Vater Tison?" fragte ein Zweiter.

„Fürchten? O nein. — Und dann zahlt man uns so gut für unsere Arbeit — die anderen Nebenverdienste gar nicht mitgerechnet — daß wir sehr Unrecht thäten, auf unser Handwerk zu schmollen,

aber man muß klug, man muß vorsichtig sein, meine Kinder . . . das ist die Hauptsache. So wahr mein Spitzname, unter welchem ich meinen Freunden bekannt bin, Tison ist, so weiß ich, daß mein Ruf ein unbescholtener ist, und daß man an mich nicht denken wird . . . Aber endlich, oft hängt es nur von einem Augenblick ab . . . und ihr wißt, dann stünde es schlecht um uns — die Guillotine würde uns nicht ausbleiben."

„Gottlob! so weit ist es mit uns noch nicht gekommen."

„Ich habe neue Instructionen erhalten . . . Anfänglich hat man mich beauftragt, die Altadeligen zu respectiren."

„O!" sagte der dritte Berußte: „Wir haben nach bestem Wissen und Gewissen gehandelt . . . Bisher haben wir nur bei Bürgern und Emporkömmlingeu den rothen Hahn aufgesteckt . . ."

„Ganz gut!" fuhr derjenige, welcher sich Tison — Feuerbrand — nannte, fort. „Es scheint, daß die Regierung das wohl bemerkt hat, und daß man der Meinung ist, die Royalisten seien es, welche Feuer anlegen, um Frankreich das republikanische Regime zu verleiden.

„Ah! das glaubt man?" sagte der zweite Geschwärzte.

„Ja, la Bourée," versetzte Tison.

„Also," sagte der Dritte, der sich la Bise nannte, „jetzt kommt der zweite Adel an die Reihe."

„Nicht alle — nur einige.“

„Wer denn in dieser Gegend?“

„Ich hab’ schon eine Wahl getroffen.“

„Ah!“

„Wir stecken das Schloß des Roches in Brand.“

„Das Schloß des Monsieur Henri?“

„Warum nicht? Vorerst habe ich ihn schon lange auf dem Korn,“ sagte Tison in entschiedenstem Tone, der keine Einwendung zuließ.

„Und dann?“

„Dann,“ sagte der Chef, „kommt die Reihe an Saulayes . . . Ein hübsches Schloß . . . das wird brennen, wie ein Dornbusch.“

In diesem Augenblick ertönte Bouquin’s Pfiff.

Tison sprang auf und griff nach seiner Flinte.

Die andern zwei thaten desgleichen.

„Das ist Bouquin,“ sagte Tison. „Aber warum kommt er? Da giebt’s sicherlich etwas Neues.“

Tison antwortete dem Rufe Bouquin’s.

Ein paar Minuten später erschien der schauerliche Bursche inmitten der Brandstifter. — Seine Züge waren entstellt, er blutete an Händen und Füßen.

„Ich glaube, man will uns jetzt zu Leibe gehen,“ sagte er.

„Woher kommst Du?“ fragte Tison.

„O! das ist eine ganze Geschichte.“

„Mache, daß Du zu Athem kommst und dann rede.“

Bouquin holte einige Male tief Athem und sagte dann:

„Ich gehe im Thale fort, ein Reisigbündel auf dem Kopf, im Bündel meine Schlingen. Da ruft man mir zu — ich erkenne Jacomet . . .“

Ende des ersten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg.

Bouquin holte einige Male tief Athem und sagte dann:

„Ich gehe im Thale fort, ein Reisigbündel auf dem Kopf, im Bündel meine Schlingen. Da ruft man mir zu — ich erkenne Jacomet . . .“

Ende des ersten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg.

Du Terrail, Ponson

Der Ball der Schlachtopfer Roman von Ponson du Terrail. Aus dem Franzö
sischen übersetzt von L. Ritter

Bd.: 1

Leipzig 1865